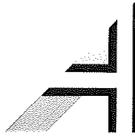


CHRONIK '86 AKADEMIE DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART

CHRONIK'86

 **AKADEMIE DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART**

Die „Chronik '86“ wird herausgegeben von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart,
Im Schellenkönig 61, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11)24 74 61.
Verantwortlich für den Inhalt: Gebhard Fürst, Akademiedirektor.

Tagungshaus in Stuttgart-Hohenheim: Paracelsusstraße 91, 7000 Stuttgart 70 (Hohenheim),
Telefon (07 11)45 31 93.

Tagungshaus in Weingarten: Kirchplatz 7, 7987 Weingarten, Telefon (07 51)4 27 80.

Bankverbindung:

Landesgirokasse Stuttgart 2 045 692 (BLZ 600 501 01)
Schwäbische Bank Stuttgart 1 300 (BLZ 600 201 00)
Postscheckamt Stuttgart 13 447-707 (BLZ 600 100 70)

Für eine finanzielle Unterstützung unserer Arbeit bedanken wir uns.
Spendenbescheinigungen zur Vorlage beim Finanzamt senden wir Ihnen auf Wunsch gerne zu.

Das Reizvolle am Blick zurück liegt in der möglichen Zusammenschau. Wer die Chronik '86 der Akademie durchblättert, bemerkt, wie Kontexte sichtbar werden und übers Jahr verteilte Themen eines scheinbar disparaten Veranstaltungsprogramms sich zu Schwerpunkten zusammenordnen. Erst aus der Überblick schenkenden Distanz einer Chronik wird die Weite und Breite des Feldes behandelter Fragen und Probleme sichtbar. So läßt selbst der kleine Ausschnitt des Jahresprogramms einer Akademie die enorme Differenziertheit der gegenwärtigen Lebenswelt der Menschen erahnen.

Weder in Detailbereichen, geschweige denn im großen und ganzen vermag sich der isolierte Einzelne ohne Informationsaustausch mit anderen zurechtzufinden. Um so aktueller und dringlicher wird der offene Dialog der verschiedensten Positionen, dessen Realisierung sich die Akademie zum Programm gemacht hat.

„Das heute gegebene ... Wissen ist so differenziert und so unübersehbar, daß die Menschheit und Gesellschaft im ganzen unabsehbar wissend, und der Einzelne, gemessen relativ am Ganzen dieses Wissens, immer 'dümmer' geworden ist, weil er in seinem individuellen Bewußtsein immer weniger von diesem dauernd wachsenden Ganzen direkt ergreifen kann; weil gerade der Intellektuelle, der Gebildete immer mehr zwangsläufig ein Spezialist ist, der nur in einem immer kleiner werdenden Sektor des Gesamtwissens immer mehr weiß ... Der heutige Dialog ist also nicht nur dadurch charakterisiert, daß die Dialogpartner verschiedener Ansicht sind, ... was sein Gesprächspartner weiß. Das macht den Dialog heute unsagbar vieler schwerer; aber es gibt ihm auch einen Sinn schon im voraus zu einer Einigung: man kann unendlich voneinander lernen ...“ (Karl Rahner).

Und noch eine weitere Einsicht vermittelt die Chronik der Veranstaltungen. Im Brennpunkt des Interesses steht in der Vielfältigkeit seiner Beziehungen der fragende, suchende, glaubende oder skeptische Mensch. Ob hörender Teilnehmer, sprechender Dialogpartner oder informierender Experte ist er sowohl Inhalt als auch Subjekt des umfassenden Gesprächs, von dem der Einzelne ebenso wie die Gesellschaft lebt.

Wie sehr Menschen, Gesichter und konkrete Gestalten das Profil der Akademie prägen, ist ihren Mitarbeitern 1986 besonders deutlich geworden. Einige vertraute Namen tauchen nicht mehr unter den Mitarbeitern auf, neue sind an ihre Stelle getreten. Den Ausgeschiedenen sei an dieser Stelle nochmals für ihr Engagement, den Hinzugekommenen für den Elan ihres Neubeginns gedankt.



45 Offene Tagungen mit 3 717 Teilnehmern

Weingarten, 14. Januar

213 Teilnehmer

Kirche in Lateinamerika

Studientag mit Dom Hélder Camara

Tagungsleitung:

Rainer öhlschläger

Referenten:

Dom Hélder Camara, Recife (Brasilien)

Dr. Horst Goldstein, Bremen-Worphausen

siehe Seite 24

Stuttgart-Hohenheim, 18. – 19. Januar

166 Teilnehmer

Du

Lob der Freundschaft

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Monika Rappenecker

Referenten:

Dr. Uwe Baumann, Düsseldorf

Professor Dr. Hubert Cancik, Tübingen

Dr. Hildegund Fischle-Carl, Esslingen

Professor Dr. Paul-Gerhard Müller, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 25. Januar

80 Teilnehmer

Lieder aus Goethes „Faust“

Interpretation und Konzert

Hohenheimer Akademiekonzert

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Referenten:

Professor Dr. Ulrich Mahlert, Berlin

Wilfried Würtz, Baden-Baden

Kammerchor der Musikschule

Leinfelden-Echterdingen

Leitung:

Peter Amadeus Schneider

Solisten:

Gary Gromis, Klavier

Juliana Janes, Sopran

Peter Amadeus Schneider, Bariton

Stuttgart-Hohenheim, 6. Februar

83 Teilnehmer

Wissende Heiterkeit

Der Narr als Deuter der Welt

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Dr. Eva Kimminich, Freiburg

Jürgen Leibbrand, Freiburg

Barbara Sewien

siehe Seite 67

Weingarten, 15. – 16. Februar

43 Teilnehmer

Heiligkeit als Utopie?

Zwischen Anspruch und Zuspruch

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Professor Dr. Wolfgang Beinert, Regensburg

Privatdozent Dr. Gerhard L. Müller, Freiburg/Br.

Klaus Nientiedt, Freiburg/Br.

Pater Prior Ambrosius Schaut OSB, Weingarten

siehe Seite 64

Weingarten, 20. – 23. Februar

196 Teilnehmer

Tausend Jahre russisches Christentum

Geschichte der russischen Orthodoxie, religiöses

Erbe, Kirche im sozialistischen Staat Symposium

unter der Schirmherrschaft

von Kardinal König, Wien

Tagungsleitung:

Rainer öhlschläger, Weingarten

Professor Dr. Adolf Hampel, Gießen

Professor Dr. Siegfried Rother, Weingarten

Referenten:

Professor Dr. Adolf Hampel, Gießen

Dr. Franz Jockwig, Würzburg

Weihbischof Walther Kampe, Limburg

Dr. Felix Keller, Freiburg

Carel ter Maat, Oosterbeek/Niederlande

Pater Ludwig Pichler, Rom

Erzbischof Pitirim, Volokolamsk/Moskau

Dr. Albert Rauch, Regensburg

Professor Dr. Siegfried Rother, Weingarten

Professor Dr. Heribert Tilmann, Weingarten
Peter Vitovec, Gersau/Schweiz
Abt Dr. Lukas Weichenrieder, Weingarten
siehe Seite 33

Stuttgart-Hohenheim, 22. – 23. Februar

98 Teilnehmer

Das Böse – eine geschichtliche Realität?

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Referenten:

Dr. Rainer Funk, Tübingen

Professor Dr. Hermann Häring, Nijmegen

Professor Dr. Rolf-Dieter Kluge, Tübingen

Professor Dr. August Nitschke, Stuttgart

Dr. Joachim Worthmann, Stuttgart

siehe Seite 55

Stuttgart-Hohenheim, 1. – 2. März

54 Teilnehmer

Kirche in Vietnam

Die „Befreiung“ auf dem Prüfstand

Tagung in Zusammenarbeit mit der
Ackermann-Gemeinde

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Pater Wilhelm Hunger S. J., Bonn

Ding Xuan Minh, Burg Lantershofen

Dr. Alla Sariban, Mainz

siehe Seite 29

Weingarten, 17. März

33 Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim, 19. März

110 Teilnehmer

Wiedergelesen: Hermann Hesse

„Das Glasperlenspiel“

Tagungsleitung:

Elisabet Plünnecke

Referentin:

Dr. Irmgard Schmidt-Sommer, Stuttgart

siehe Seite 108

Weingarten, 19. – 22. März

153 Teilnehmer

Religiöse Frauenbewegung und mystische Frömmigkeit im Mittelalter

Wissenschaftliche Studententagung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Professor Dr. Peter Dinzelbacher

Referenten:

Professor Dr. Giulia Barone, Rom/Italien

Dozentin Dr. Heide Dienst, Wien/Österreich

Professor Dr. Peter Dinzelbacher, Stuttgart

Professor Dr. Edith Ennen, Bonn

Dr. Karen Glente, Kopenhagen/Dänemark

Ulrich Heid, Stuttgart

Professor Dr. Ulrich Köpf, München (jetzt: Tübingen)

Johanna Lanczkowski, Heidelberg

Dr. Peter Ochsenbein, St.Gallen/Schweiz

Drs. Hans van Oerle, Nijmegen/Niederlande

Professor Dr. Michel Parisse, Nancy/Frankreich

Elisabeth Schraut, Braunschweig

Professor Dr. Peter Segl, Bayreuth

Dr. Anneliese Stoklaska, Wien/Österreich

Professor Dr. Manfred Weitlauff, Luzern/Schweiz

Dozent Dr. Frank Willaert, Antwerpen/Belgien

siehe Seite 72

Stuttgart-Hohenheim, 21. März

43 Teilnehmer

Marienlieder

Hohenheimer Musikforum

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Referenten:

Dekan Adolf Erdmann, Öhringen

Professor Dr. Wilhelm Keller, Straßwalchen

Pfarrer Dr. Andreas Rößler, Stuttgart

Professor Erna Woll, Augsburg

siehe Seite 61

Stuttgart-Hohenheim, 22. – 23. März

89 Teilnehmer

Die Schatten der Schöpfung

Das Seufzen der Kreatur als Anklage Gottes

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Professor Dr. Walter Groß, Tübingen
Dr. Pirmin A. Meier, Aesch-Luzern
Professor Dr. Paul-Gerhard Müller, Stuttgart
Pfarrer Wolfgang Müller-Welser
Professor Jörg Splett, Frankfurt

Referenten:

Professor Dr. Peter Dinzelbacher, Stuttgart
Dipl.-Psych. Norbert Kellerbauer, Stuttgart
Professor Dr. Erhard Olbrich, Erlangen
Professor Dr. Arno Schilson, Mainz
Dozent Dr. Hartwig Schultz, Frankfurt a.M.
siehe Seite 80

Weingarten, 26. – 30. März

42 Teilnehmer

Weggemeinschaft mit Jesus

Der Reisebericht des Lukas (9,51-18,14)
Karwoche

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser
Monika Rappenecker

Referenten:

Pater Dr. Anselm Günthör OSB, Weingarten
Professor Dr. Paul-Gerhard Müller, Stuttgart
siehe Seite 68

Weingarten, 26. – 27. April

92 Teilnehmer

Von der Angst

Erschließung eines menschlichen Urphänomens

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referenten:

Professor Dr. F. Arnold, Passau
Professor Dr. K. Hoffmann, Tübingen
Professor Dr. J. Möller, Augsburg
Professor Dr. E. W. Zeeden, Tübingen
siehe Seite 56

Abtei Neresheim, 19. – 20. April

48 Teilnehmer

Zeugnis im Widerstand

1933 – 1945

Gemeinsame Veranstaltung mit der Abtei Neresheim und der Akademie der Diözese Augsburg

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser
Dr. Franz Xaver Spengler, Augsburg

Referenten:

Professor Dr. Rupert Feneberg, Weingarten
Professor Dr. Heinz Hürten, Eichstätt
Pater Beda Müller OSB, Neresheim
Abbé André Rausch,
Rohrbach les Bitche/Frankreich
Professor Dr. Erich Straßner, Tübingen

Nürnberg/Bamberg, 5. – 7. Mai

58 Teilnehmer

Studienreise

Reiseleitung und Referent:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Stuttgart-Hohenheim, 15. Mai

77 Teilnehmer

Weingarten, 21. Mai

18 Teilnehmer

Wiedergelesen:

Annette von Droste-Hülshoff

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

siehe Seite 106

Stuttgart-Hohenheim, 26. – 27. April

84 Teilnehmer

Liebe und Partnerschaft

Zur Entwicklung der Liebe im Erwachsenenalter

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Weingarten, 30. Mai – 1. Juni

154 Teilnehmer

Russische Literatur

Zugänge zum Verstehen

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr, Stuttgart
Rainer Öhlschläger, Weingarten

Referenten:

Dr. Dr. Assen Ignatow, Köln
Prof. Dr. Lew Kopelew, Köln
Raissa Orlov-Kopelew, Köln
Professor Dr. Siegfried Rother, Weingarten
siehe Seite 36

Stuttgart-Hohenheim, 31. Mai – 1. Juni

76 Teilnehmer

„Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht“

(Jes. 7,9)

Der Glaube als geistige Herausforderung

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referenten:

Dr. Rudolf Hoppe, Stuttgart
Professor Dr. Walter Kasper, Tübingen
Hildegard Kaup, Tübingen
Professor Dr. Jörg Splett, Frankfurt/München
siehe Seite 59

Stuttgart-Hohenheim, 20. – 22. Juni

118 Teilnehmer

Zukunft der Wirtschaft – Zukunft der Arbeit

Herausforderung an eine ethische Gestaltung

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth, Stuttgart
Klaus Lauck, Karlsdorf-Neuthard
Rainer Öhlschläger, Weingarten

Referenten:

Gisela Erler, München
Heinz Friedrich, Immenstaad
Klaus Fütterer, Bad Boll
Dr. Peter Anselm Görres, München
Professor Dr. Peter Grottian, Berlin
Helmut Hagenauer, Trossingen
Willi Haller, Aldingen
Professor. Dr. Friedhelm Hengsbach SJ, Frankfurt
Dr. Andreas Hoff, Berlin
Monika Jaeckel, München
Dagmar Schweizer, München
Professor Dr. Fritz Vilmar, Berlin
Michael Weidinger, Berlin
siehe Seite 87

Weingarten, 4. Juni

13 Teilnehmer

Jugend im Fernsehen

Medienworkshop

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referent:

Ekkehard Sander, München

Stuttgart-Hohenheim, 28. Juni

43 Teilnehmer

Auf dem Weg in eine Alten-Gesellschaft

Daten von heute – Probleme von morgen

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Professor Dr. Henrik Kreutz, Erlangen
Dr. Gerhard Kühlewind, Nürnberg
Professor Dr. Winfried Schmähl, Berlin
Professor Dr. Max Wingen, Stuttgart
siehe Seite 81

Stuttgart-Hohenheim, 14. – 15. Juni

117 Teilnehmer

Divina Commedia

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Prälat Bernhard Hanssler, Stuttgart
Professor Dr. Marcella Roddewig, Düsseldorf
siehe Seite 66

Stuttgart-Hohenheim, 5. – 6. Juli

80 Teilnehmer

Menschen unterwegs

Von der Kunst des Reisens

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Christina von Braun, Bonn
Dr. Norbert Ohler, Freiburg
Professor Dr. Jörg Splett, Frankfurt/München
Dr. Hartmut Zelinsky, München
siehe Seite 110

Weingarten, 13. – 18. Juli

71 Teilnehmer

Aufbruch oder Restauration?

Der Weg kirchlicher Gemeinschaften im 19. Jahrhundert

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
Professor Dr. Joachim Köhler

Referenten:

Professor Dr. Helmut Börsch-Supan, Berlin
Professor Dr. René Epp, Strasbourg
Willibrord Heckenbach OSB, Maria Laach
Professor Dr. Wolfgang Hug, Freiburg i.Br.
Professor Dr. Joachim Köhler, Tübingen
Msgr. Paul Kopf, Ludwigsburg
Professor. Dr. Rüdiger Krohn, Karlsruhe
Anton Laubacher, Stuttgart
Sr. Marieluise Metzger, Untermarchtal
Professor Dr. Josef Nolte, Hildesheim
Dr. Wolfgang Proß, München
Fruementius Renner OSB, St.Otilien
Reinhold Rieger, Tübingen
Professor Dr. Ernst A. Schering, Giessen
Dr. Harald Siebenmorgen, Schwäbisch Hall
Dr. Otto Weiß, Rom
Sr. M. Radegundis Wespel, Sießen
siehe Seite 76

Weingarten, 6. – 7. September

124 Teilnehmer

Glanz der Ewigkeit

Geist und Kunst der Ikone

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Pater Laurentius Madlener OSB, Weingarten
Professor Dr. Wilhelm Nyssen, Köln
siehe Seite 34

Stuttgart-Hohenheim, 10. September

51 Teilnehmer

Weingarten, 18. September

13 Teilnehmer

Wiedergelesen:

Hilde Domin

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke
siehe Seite 107

Stuttgart-Hohenheim, 13. – 14. September

37 Teilnehmer

Die Gottesfrage des Philosophen

Emmanuel Lévinas

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Referenten:

Dr. Doris Rümmele, Baden-Baden
Dr. Ludwig Wenzler, Freiburg
Thomas Wiemer, Freiburg
siehe Seite 48

Stuttgart-Hohenheim, 20. – 21. September

175 Teilnehmer

Eva – Verführerin oder Gottes Meisterwerk?

Philosophie- und theologiegeschichtliche
Frauenforschung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Referenten:

Professor Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz,
München
Professor Dr. Elisabeth Gössmann, Tokyo/Japan
Dr. Mara Huber-Legnani, Freiburg i.Br.
Jörg Jungmayr, Berlin
siehe Seite 78

Stuttgart-Hohenheim, 27. – 28. September

86 Teilnehmer

Gewalt und Selbsterstörung

Weiß Religion einen Ausweg?

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Referenten:

Professor Dr. Rene Girard, California
Professor Dr. Norbert Lohfink S. J., Frankfurt
Professor Dr. Raymund Schwager S. J., Innsbruck
siehe Seite 42

Referenten:

Dr. Christine Christ, Frauenfeld/Schweiz
Professor Dr. Karl Heinz Oelrich, Braunschweig
Dr. Eberhard Straub, Offenbach

Stuttgart-Hohenheim, 4. Oktober

153 Teilnehmer

Was alte Menschen brauchen

Sozial- und medizinethische Probleme der Geriatrie

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referent:

Professor Dr. Paul Sporken, Maastricht/NL
siehe Seite 85

Stuttgart-Hohenheim, 24. Oktober

11 Teilnehmer

Ulrico Kopka

Transfigurationen für Orgel

Hohenheimer Musikforum

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Solisten:

Jacoba Birkhold, Alt, Stuttgart/Den Haag
Siegfried Müller-Murrhardt, Orgel, Stuttgart

Abtei Neresheim, 11. – 12. Oktober

25 Teilnehmer

Kultur des Sonntags

Treffpunkt Abtei Neresheim

Gemeinsame Veranstaltung mit der Abtei

Neresheim und der Akademie der Diözese Augsburg

Tagungsleitung:

Gebhard Fürst

Dr. Franz Xaver Spengler, Augsburg

Referent:

Professor P. Dr. Ludwig Bertsch S. J.,
Frankfurt-St. Georgen
Pater Beda Müller OSB, Neresheim

Stuttgart-Hohenheim, 8. – 9. November

80 Teilnehmer

„Theologische Existenz heute“

Zum 100. Geburtstag von Karl Barth

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referenten:

Professor Dr. Eberhard Busch, Göttingen
Pfarrer Rolf J. Erler, Ilsede bei Peine
Professor Dr. Wilfried Härle, Marburg
Dr. Bernd Jaspert, Kassel
Professor Dr. Otto Merk, Erlangen
Dr. Hinrich Stoevesandt, Basel
siehe Seite 50

Stuttgart-Hohenheim, 14. Oktober

75 Teilnehmer

Weingarten, 4. November

27 Teilnehmer

Belletristik 1986

Roman, Erzählung, Lyrik, Essay

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

siehe Seite 109

Weingarten, 22. – 23. November

82 Teilnehmer

Trauer und Trost

Tagungsleitung:

August Heuser

Monika Rappenecker

Referenten:

Pfarrer Wolfgang Birk, Stuttgart
Dompfarrer Bernhard Kah, Stuttgart
Professor Dr. Georg Scherer, Essen
Thea Zeiler, Ellwangen
siehe Seite 58

Stuttgart-Hohenheim, 18. – 19. Oktober

81 Teilnehmer

Erasmus von Rotterdam

Philosoph – Humanist – Theologe

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Stuttgart-Hohenheim, 26. – 27. November

57 Teilnehmer

Hohenheimer Medientage

Alltagskultur in Fernsehserien

Tagung in Zusammenarbeit mit der Zentralstelle
Medien der Deutschen Bischofskonferenz

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz, Stuttgart

Dr. Hella Tompert, Bonn

Referenten:

Professor Dr. Hermann Bausinger, Tübingen

Professor Dr. Gerhard Maletzke, Stuttgart

Professor Dr. Dietmar Mieth, Tübingen

Barbara Piazza, Biberach

Dr. Jan Uwe Rogge, Bargteheide

siehe Seite 103

Stuttgart-Hohenheim, 27. – 28. Dezember

130 Teilnehmer

Gott und seine Herolde

Prophetische Gottesverkündigung in der Bibel

Tagung in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für
christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart und
dem Katholischen Bibelwerk

Tagungsleitung:

Gebhard Fürst

Referenten:

Professor Dr. Walter Groß, Tübingen

August Heuser

Dr. Reinhold, Mayer, Tübingen

siehe Seite 69

Weingarten, 27. – 28. Dezember

58 Teilnehmer

Beten mit den Psalmen

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Professor Dr. Herbert Gutschera, Ludwigsburg

Alfons Rudolph, Esslingen

51 Fachtagungen und Tagungen für Zielgruppen

mit 2 457 Teilnehmern

Stuttgart-Hohenheim, 7. – 9. Januar

102 Teilnehmer

Neue Zugänge zur Bibel

Tagung für Katecheten und Gemeindeferenten

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Johanna Kneer, Rottenburg

Dr. Gabriele Miller, Rottenburg

Referenten:

Professor Dr. Albert Biesinger, Salzburg

Silvia Schroer, Fribourg

Christoph Uehlinger, Fribourg

Stuttgart-Hohenheim, 13. – 15. Februar

46 Teilnehmer

Beruf - Betrieb - Familie: Rollenkonflikte

Tagung für die Akademie für handwerkliche Berufe,
Stuttgart

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Heinz-Werner Lüders, Mülheim

Dipl.-Psych. Eva Röttgers, Berlin

Stuttgart-Hohenheim, 17. – 18. Februar

13 Teilnehmer

Interdisziplinäre Hexenforschung

Arbeitskreis

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Stuttgart-Hohenheim, 3. – 5. März

15 Teilnehmer

Technologie und Bildung

Hohenheimer Symposion zur

Christlichen Pädagogik 1986

Wissenschaftliche Studententagung

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Referenten:

Professor Dr. Otto Ahlhaus, Aachen/Köln
Professor Dr. Magdalene Benden, Köln
Dr. Hermann Boverter, Bergisch Gladbach
Professor Dr. Johannes Flügge, Konstanz
Oberstudienrat Ulrich Günzel, Bad Münstereifel
Professor Dr. Hubert Henz, Würzburg
Professor Dr. Ludwig Kerstiens, Weingarten
Professor Gottfried Kleinschmidt, Stuttgart
Professor Dr. Ernst Prokop, Regensburg
Oberstudienrat Franz-Anton Schwarz, Freiburg

Weingarten, 3. – 7. März

22 Teilnehmer

Weingarten, 8. – 12. September

24 Teilnehmer

Führung, Organisation und Veränderung

Seminar für leitende Mitarbeiter aus dem kirchlichen und sozialen Bereich

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Gottlieb-Duttweiler-Institut, Zürich

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Dipl.-Wirt.Ing. Michael Braune-Krickau,
Rüschlikon/Zürich
Barbara Langmaack, Hamburg

Stuttgart-Hohenheim, 6. – 7. März

44 Teilnehmer

Interkulturelle Beratung

Anfragen an psychologische Beratungsdienste

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Norbert Kunze, Reutlingen

Referenten:

Dr. Andreas Eppingk, Hilversum, Niederlande
Hermann Ihle, Stuttgart
Dieter Kiessling, Stuttgart
Norbert Kunze, Reutlingen
Ruja Stoic, Stuttgart
Mario Zgaga, Ludwigsburg

Stuttgart-Hohenheim, 8. März

Stabwechsel in der Akademie

siehe Seite 124

Stuttgart-Hohenheim, 20. März

26 Teilnehmer

Beteiligungsmodelle in der Wirtschaft

Tagung für Unternehmer, Personalleiter, Betriebsräte

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Dieter Böcker, Siegen

Michael Lezius, Kassel

Dr. Mathias Manz, Stuttgart

Manfred Neuffer, Böblingen

Dieter Oxenknecht-Kuhn, Tauberbischofsheim

Dr. Rolf Thüsing, Köln

siehe Seite 89

Weingarten, 9. April

24 Teilnehmer

Lehrerarbeitslosigkeit

Studententag

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Stuttgart-Hohenheim, 9. – 10. April

55 Teilnehmer

**Straffälligkeit ausländischer Jugendlicher und
aufenthaltsrechtliche Konsequenzen**

Fachtagung

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referenten:

Dr. Ulrich Bielefeld, Darmstadt

Michael Funke-Kaiser, Stuttgart

Dipl.-Psych. Christa Gley, Frankfurt/M.

Weingarten, 10. – 11. April

28 Teilnehmer

**Begegnungstreffen mit den Mitarbeitern der
Evangelischen Akademie Bad Boll**

Insel Reichenau „Bürgle“, 11. – 15. April

36 Teilnehmer

Mensch und Technik

Seminar für Mitarbeiter der Energie-Versorgung
Schwaben AG, Stuttgart

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Horst Birk, Stuttgart

Dieter Ferber, Stuttgart

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Stuttgart-Hohenheim, 14. – 15. April

73 Teilnehmer

Neue Herausforderungen

Pastorale Verantwortung angesichts einer
vielschichtigen Wirklichkeit

Hohenheimer Tag für Pastoralreferenten

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Berufsverband
der Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten

Tagungsleitung:

Angelika Daiker, Marbach

Monika Rappenecker

Referenten:

Professor Dr. Alfons Auer, Tübingen

Domdekan Prälat Georg Kopp, Rottenburg

Domkapitular Msgr. Josef Schupp, Rottenburg

Insel Reichenau „Bürgle“, 16. – 18. April

18 Teilnehmer

Führungsinstrumente in der Praxis

Aufbauseminar für mittlere Führungskräfte der
Energie-Versorgung Schwaben AG, Stuttgart

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Professor Dr. Gerhard F. Rogé, Wüstenrot

Stuttgart-Hohenheim, 19. April

28 Teilnehmer

Eines Menschen Zeit

Nachbesprechung der Bildungsfreizeit für berufstätige
Frauen in Brixen 1985

Tagungsleitung:

Elisabet Plünnecke

Stuttgart-Hohenheim, 28. – 29. April

43 Teilnehmer

Ausländische Patienten im Krankenhaus

Fachtagung

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Paul Dingwerth

Referenten:

Dieter Kiessling, Stuttgart

Christoph Schumacher, Stuttgart

Dr. Wolfgang Weber, Heidelberg

Dr. Emil Zimmermann, Freiburg

Stuttgart-Hohenheim, 12. Mai

32 Teilnehmer

Kirche in Brasilien

Pastorale, spirituelle und theologische Herausforderung
für uns

Studientag für Priester und Mitarbeiter im pastoralen
Dienst

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Bischof Erwin Kräutler, Altamira (Brasilien)

Dr. Horst Goldstein, Bremen-Worphausen

siehe Seite 26

Stuttgart-Hohenheim, 13. Mai

18 Teilnehmer

Arbeit und Gesundheit:

Fehlzeiten im Unternehmen

Arbeitskreis „Wirtschaft und Ethik“

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Bernd Esslinger, Böblingen

Karl Kossmann, Bad Boll

Dr. Karl-Heinz Theis, Inning/Ammersee

Stuttgart-Hohenheim, 14. Mai

64 Teilnehmer

Mensch und Technik

Unterwegs zur Informationsgesellschaft
Tagung für mittlere und höhere Polizeibeamte des
Polizeipräsidiums Württemberg

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Dieter Ferber, Stuttgart

Dr. Wilhelm Scheuten, Sindelfingen

Dr. Hanspeter Sturm, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 24. – 25. Mai

82 Teilnehmer

Eltern helfen Eltern

Hilfen bei der Erziehung behinderter Kinder und
Jugendlicher

Tagung mit dem Landesverband der Vereine zur
Förderung und Betreuung spastisch gelähmter und
anderer körperbehinderter Kinder in
Baden-Württemberg e.V.

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Professor Dr. Franz Knapp, Ludwigshafen

Peter Knapp, Neckargemünd

Dipl.-Psych. Christa Morawietz, Schömburg

Dipl.-Psych. Johannes Seidlitz, Schömburg

Stuttgart-Hohenheim, 20. – 23. Mai

32 Teilnehmer

Weingarten, 3. – 5. Dezember

27 Teilnehmer

**Vom Umgang mit Schwerkranken und
Sterbenden**

Tagung für Krankenpflegeschüler

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referentin:

Elisabet Wunderli, Zürich

siehe Seite 84

Weingarten, 24. – 25. Mai

44 Teilnehmer

Erzählter Glaube – erzählende Theologie

Tagung mit dem Verband der Religionslehrer in der
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Tagungsleitung:

Bernhard Bosold, Reutlingen

Franz Josef Klehr

Referent:

Willi Fähmann, Xanten

Weingarten, 20. – 23. Mai

62 Teilnehmer

Weitergabe des Glaubens

Tagung für Katecheten und Gemeindeferenten

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Johanna Kneer, Rottenburg

Referenten:

Karl Baumhauer, Schwäbisch Gmünd

Professor Dr. Josef Müller, Freiburg/Br.

Domdekan Prälat Georg Kopp, Rottenburg

Gertrud Widmann, Wernau

Stuttgart-Hohenheim, 15. – 16. September

33 Teilnehmer

Jugend '86

Unterwegs ins Jahr 2000

Theologisches Seminar der Region III

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Felicita Beha, Stuttgart

Hans Blumenstein, Stuttgart

Hartmut Engel, Stuttgart

Gertrud Widmann, Wernau

Stuttgart-Hohenheim, 22. – 24. September

33 Teilnehmer

Schuld und Schulden

Täter-Opfer-Ausgleich im Strafvollzug
Tagung für Mitarbeiter im Strafvollzug
in Zusammenarbeit mit der Evangelischen
Akademie Bad Boll und dem Justizministerium
Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz, Stuttgart
Pfarrer Martin Pfeiffer, Bad Boll

Tagungsbegleitung:

Staatsanwalt Dr. Rüdiger Wulf, Stuttgart

Referenten und Gesprächspartner:

Direktor Paul Brenzikofer, Saxerriet (Schweiz)
Dr. Gabriele Dolde, Stuttgart
Martin Fitz, Stuttgart
Dipl.-Psych. Rainer Goderbauer, Hohenasperg
Pfarrer Johannes Müller, Bruchsal
Professor Dr. Dieter Rössner, Lüneburg/Tübingen
Regierungsdirektor Joachim Walter, Pforzheim
siehe Seite 99

Stuttgart-Hohenheim, 25. – 27. September

34 Teilnehmer

Symposion zum Denken René Girards

Wissenschaftliche Studententagung
mit persönlicher Teilnahme René Girard

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr
Professor Dr. Raymund Schwager S. J., Innsbruck
Professor Dr. Konrad Thomas, Göttingen

Referenten:

Professor Dr. Terrell Butler, Provo, Utah/USA
Professor Dr. Gunter Gebauer, Berlin
Professor Dr. Raymund Schwager S. J., Innsbruck
Professor Dr. Konrad Thomas, Göttingen
Professor Dr. Christoph Wulf, Berlin
siehe Seite 40

Kloster Heiligkreuztal, 28. – 29. September

33 Teilnehmer

Liturgie und Verkündigung

Theologisches Seminar der Region II

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:

Dr. Eberhard Amon, Bad Niedernau
Pater Hans Limburg MSC, Trier

Weingarten, 6. – 10. Oktober

28 Teilnehmer

**Ökologisch orientiertes Wirtschaften als
ethische Herausforderung**

Interdisziplinäre Studienwoche für Studenten

Tagungsleitung:

Professor Dr. Walter Kern, Ludwigsburg
Lothar Kuld, Ludwigsburg
Rainer Öhlschläger

Professor Dr. Bruno Schmid, Weingarten

Referenten:

Dr. Georges Enderle, St. Gallen
Manfred Krämer, Weingarten
Professor Dr. Bruno Schmid, Weingarten

Stuttgart-Hohenheim, 11. – 12. Oktober

42 Teilnehmer

Beratung – Lebenshilfe – Seelsorge in der Schule

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Ka-
techeten-Verein der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Professor Erwin Gräßle, Stuttgart
Dr. Gabriele Miller, Rottenburg
Monika Rappenecker

Referenten:

Pater Hans J. Limburg MSC, Trier
Dr. Gabriele Miller, Rottenburg
Professor Dr. Jan-Heiner Schneider, Emmerich

Weingarten, 13. – 14. Oktober 89 Teilnehmer

Jugend – Glauben – Kirche

Theologisches Seminar der Region X

Tagungsleitung:

Gebhard Fürst
Rainer Öhlschläger

Referenten:

Professor D. Roman Bleistein S. J., München
Domkapitular Alfred Ebert, Rottenburg
Diözesanjugendpfarrer Paul Magino, Wernau

Stuttgart-Hohenheim, 14. – 15. Oktober

19 Teilnehmer

Länderkundliches Seminar: Türkei

Tagung in Zusammenarbeit mit der Firma Isoplan,
Saarbrücken

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Willi Stevens, Saarbrücken

Referenten:

Yüksel Metin, Saarbrücken

Fatma-Nesteren Inci, Stuttgart

Willi Stevens, Saarbrücken

Referenten:

Professor Dr. Adam Schaff, Warschau/Wien

Max A. Höfer, Bonn

siehe Seite 91

Stuttgart-Hohenheim, 22. Oktober

46 Teilnehmer

Berufsperspektiven für ausländische Jugendliche

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Paul Dingwerth

Referenten:

H. Bernart, Neckarsulm

Klaus Kaiser, Stuttgart

Konrad Pichelmaier, Waiblingen

Heinz Seidel, Nürnberg

Dr. Eckhart Woischnik, Stuttgart

Kloster Schöntal, 19. – 20. Oktober

25 Teilnehmer

Predigt als Zeitansage

Theologisches Seminar der Region V

Tagungsleitung:

Gebhard Fürst

Referenten:

Professor Dr. Friedrich Mildener, Erlangen

Weingarten, 24. – 27. Oktober

47 Teilnehmer

Theologie – wozu?

Tagung für Abiturienten

Tagungsleitung:

Pater Anton Büchele, Rottenburg

Monika Rappenecker

Rolf Seeger, Rottenburg

Referenten:

Christoph Berchtold, Tübingen

Birgit Droesser, Tübingen

Gebhard Fürst

Repetent Alfons Knoll, Tübingen

Professor Helmut Kurz, Tübingen

Domkapitular Msgr. Josef Schupp, Rottenburg

Ellwangen-Schönenberg, 19. – 20. Oktober

58 Teilnehmer

Der Beitrag der Gemeindekatechese zur Weitergabe des Glaubens

Chancen und Grenzen

Theologisches Seminar der Region VI

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz, Stuttgart

Referenten:

Domkapitular Msgr. Hubert Bour, Rottenburg

Dipl.-Theol. Ernst Werner, Bonn

Stuttgart-Hohenheim, 30. Oktober – 2. November

54 Teilnehmer

Hermann Broch

01.11.1886 – 30.05.1951

Internationales interdisziplinäres Symposium

Tagungsleitung:

Dr. Michael Kessler

Professor Dr. Paul Michael Lützeler

44 Referenten

siehe Seite 44

Weingarten, 21. Oktober

31 Teilnehmer

Der Mensch in der Informatikgesellschaft

Über die Folgen wissenschaftlich-technischer Innovationen

Arbeitskreis „Wirtschaft und Ethik“

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

Weingarten, 5. – 9. November

112 Teilnehmer

**Hexenverfolgung
Neuere Forschungen zu südwestdeutschen
Hexenprozessen**

Wissenschaftliche Studientagung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dozent Dr. Sönke Lorenz

Referenten:

Ingrid Ahrendt-Schulte, Bielefeld

Dr. Wolfgang Behringer, München

Andreas Blauert, Konstanz

Dozent Dr. Heide Dienst, Wien/Österreich

Dr. Klaus Graf, Münster

Professor Dr. Dieter Harmening, Würzburg

Dr. Karl Kempf, Nagold

Professor Dr. Claude Lecouteux, Paris/Frankreich

Dozent Dr. Sönke Lorenz, Stuttgart

Professor Dr. H. C. Erik Midelfort, Charlottesville/

Virginia (USA)

Anita Raith, Stuttgart

Dr. Inge Schöck, Stuttgart

Gerd Schwerhoff, Bielefeld

Gisela Vöhringer-Rubröder, Stuttgart

siehe Seite 73

Heiligkreuztal, 7. – 8. November

84 Teilnehmer

Gestaltete Zukunft

Welt- und Lebenslust als christliche Maxime

Tagung für Mitarbeiter des Bischöflichen Ordinariats

Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Gebhard Fürst

Referenten:

Professor Dr. Alfons Auer, Tübingen

Direktor Alfons Bacher, Heiligkreuztal

August Heuser

Bildungshaus Untermarchtal, 10. – 11. November

28 Teilnehmer

Jugend '86

Unterwegs ins Jahr 2000

Theologisches Seminar der Region VIII

Tagungsleitung:

Gebhard Fürst

Referenten:

Felicitas Beha, Stuttgart

Hans Blumenstein, Stuttgart

Jugendpfarrer Rudolf Bühler, Ulm

Hartmut Engel, Stuttgart

Weihbischof Bernhard Rieger, Rottenburg

Johannes Walter, Ulm

Bildungshaus Untermarchtal, 17. – 18. November

36 Teilnehmer

Priesterliche Identität heute

Theologisches Seminar der Region IX

Tagungsleitung:

Gebhard Fürst

Referenten:

Professor Dr. Herbert Gutschera, Ludwigsburg

Professor Dr. Dr. Hubert Ritt, Bonn/Münster i.W.

Domkapitular Msgr. Josef Schupp, Rottenburg

Weingarten, 20. – 21. November

91 Teilnehmer

Im Grenzbereich von Leben und Tod

Krebstherapie und Organtransplantation

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Pfarrer Rainer Bareis, Tübingen

Dolores Lenz, Mainz

Dr. Heinz-Josef Lenz, Tübingen

Professor Dr. Gerhard Meuret, Ravensburg

Privatdozent Dr. Gottfried Müller, Tübingen

siehe Seite 83

Weingarten, 23. – 26. November

38 Teilnehmer

Wirtschaftsethik

Am Beispiel des Zielkonflikts zwischen Ökonomie
und Ökologie

Tagung für Diakone und Vikare

Tagungsleitung:

Wolfgang Knor, Rottenburg

Rainer Öhlschläger

Referent:

Manfred Krämer, Weingarten

Professor Dr. Bruno Schmid, Weingarten

Stuttgart-Hohenheim, 24. – 25. November

66 Teilnehmer

Sprache und Verkündigung

Theologisches Seminar der Region I

Tagungsleitung:

Gebhard Fürst

Monika Rappenecker

Referenten:

Professor Dr. Dr. Eugen Biser, München

Dr. Karl-Josef Kuschel, Tübingen

Oberbürgermeister Manfred Rommel, Stuttgart

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Klaus Lörcher

Christoph Schumacher

Referenten:

Konstantinos Dimakopoulos, Berlin/Athen

Fritz Franz, Coburg

Dr. Klaus-Martin Groth, Wiesbaden

Professor Dr. Friedrich Heckmann,

Nürnberg/Hamburg

Bertold Huber, Frankfurt

Barbara John, Berlin

Hans Rau, Hamburg

Hans Dieter Rauscher, Stuttgart

Hartmut Reichow, Bonn

Muzzaffer Tolali, Bonn

Professor Dr. Manfred Zuleeg, Frankfurt

siehe Seite 95

Weingarten, 28. – 29. November

27 Teilnehmer

Weingarten, 12. – 13. Dezember

30 Teilnehmer

Kommunikation und Kooperation

Tagung für mittelständische Unternehmen

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Dr. Peter Boos, Bremen

Dipl.-Psych. Eva Röttgers, Berlin

Dipl.-Päd. Heinz Werner Lüders, Frankfurt/M.

Weingarten, 9. Dezember

24 Teilnehmer

Führungsethik

Leitbilder menschengerechter Unternehmensführung

Arbeitskreis „Wirtschaft und Ethik“

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Dr. Hermann Bayer, München

Klaus Wolf, Heidenheim

Stuttgart-Hohenheim, 2. Dezember

28 Teilnehmer

Emotionalität und Management

Die Rolle des Unternehmers und Personalleiters in der Vermittlung von Werten und Normen

Arbeitskreis „Wirtschaft und Ethik“

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

Referent:

Dr. Wolfgang Loos, Frankfurt/M.

Stuttgart-Hohenheim, 4. – 5. Dezember

66 Teilnehmer

Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht**Aufenthalt – Niederlassung – Einbürgerung****Stufen rechtlicher Integration**

Tagung in Zusammenarbeit mit: Bundesarbeitsgemeinschaft der Immigrantenvereine (BAGIV), Caritasverband für Württemberg, DGB-Landesbezirk Baden-Württemberg, Diakonisches Werk Württemberg

21 Abendveranstaltungen mit 2 252 Teilnehmern

Weingarten, 14. Januar

213 Teilnehmer

Nord-Süd, Ost-West: ein einziger Friede
Rede Dom Hélder Cármas zum Motto des
Weltfriedenstages 1986

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Dom Hélder Cármas, Recife (Brasilien)
Dr. Horst Goldstein, Bremen-Worphausen
siehe Seite 24

Stuttgart-Hohenheim, 17. Januar

210 Teilnehmer

**Plädoyer für eine humane und gerechte
Ausländerpolitik**

Positionen auf dem Prüfstand

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referentin:

Liselotte Funcke, Bonn
siehe Seite 93

Weingarten, 4. Februar

6 Teilnehmer

Auswertung der „Metzger-Tagung“

Dienstagsgespräch

Gesprächsleitung:

Rainer Öhlschläger

Stuttgart-Hohenheim, 15. Februar

105 Teilnehmer

Reich Gottes in der Geschichte

Samstagabend

Tagungsleitung:

Elisabet Plünnecke

Referent:

Professor Dr. Peter Hünermann, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 14. März

102 Teilnehmer

Ethische Argumente gegen den Tierversuch

Positionen auf dem Prüfstand

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Referenten:

Professor Dr. Heiko Hörnicke, Stuttgart
Dr. Dietrich Schuppan, Frankfurt/Main
Professor Dr. Gotthard Martin Teutsch, Bayreuth
siehe Seite 101

Stuttgart-Hohenheim, 5. April

Verabschiedung von Frau Plünnecke

siehe Seite 128

Stuttgart-Hohenheim, 11. April

36 Teilnehmer

**Die Ausländerpolitik der Bundesrepublik aus
türkischer Sicht**

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referentin:

Professor Dr. Hermin Abadan-Unat, Ankara/Türkei
siehe Seite 97

Stuttgart-Hohenheim, 19. April

130 Teilnehmer

**Wie man Gott sucht – Wörter in
Aufbruchstimmung**

Samstagabend

Tagungsleitung:

Elisabet Plünnecke

Referent:

Pfarrer Michael Graff, Marbach

Stuttgart-Hohenheim, 28. April

120 Teilnehmer

**Christlicher Glaube im Fernen Osten – von China
aus gesehen**

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referent:

Weihbischof Aloysius Jin Luxian, Shanghai/China
siehe Seite 31

Stuttgart-Hohenheim, 10. Mai

125 Teilnehmer

Maria – ihre biblische und symbolische Gestalt

Ein Zugang aus der Geistesgeschichte

Samstagabend

Tagungsleitung:

Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referentin:

Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovic, München

Stuttgart-Hohenheim, 11. Dezember

15 Teilnehmer

Volkszählung 1987

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referenten:

Joachim Eicken, Stuttgart

Klaus Kaiser, Stuttgart

Professor Dr. Friedrich Neunhöfer, Stuttgart

Weingarten, 13. Juli

87 Teilnehmer

Das Mönchtum in der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts

Akademieabend

Referat und Diskussion

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Referent:

Professor Dr. Helmut Börsch-Supan, Berlin

Stuttgart-Hohenheim, 13. Dezember

95 Teilnehmer

Thomas Morus: Seine Kunst, nein zu sagen

Samstagabend

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Referent:

Professor Dr. Josef Nolte, Hildesheim

Stuttgart-Hohenheim, 26. September

90 Teilnehmer

Brücken über die Vergangenheit

Positionen auf dem Prüfstand mit Professor Dr.
Wladyslaw Bartoszewski, Friedenspreisträger des
Deutschen Buchhandels 1986

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Referent:

Professor Dr. Wladyslaw Bartoszewski, Warschau/
München

Gesprächspartner:

Reinhold Lehmann, Bad Homburg

Josef Riedmiller, München

siehe Seite 37

Stuttgart-Hohenheim, 15. November

95 Teilnehmer

Franz von Assisi

Leben aus der vollkommenen Freude

Samstagabend

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Professor Dr. Isnard W. Frank, Mainz

Kunstaussstellungen

siehe Seiten 112–121

Stuttgart-Hohenheim, 22. Februar – 7. Mai

80 Teilnehmer zur Vernissage

Asta von Schimmelmann

Jahreszeiten, Tageszeiten

Pastelle, Aquarelle, Mischtechniken,

Zeichnungen

Weingarten, 12. April – 19. Juli

117 Teilnehmer zur Vernissage

Rußlands andere Maler

14 im Westen lebende russische Künstler stellen aus

Stuttgart-Hohenheim, 16. Mai – 7. Juli

95 Teilnehmer zur Vernissage

Tonis Maniatis

Landschaften, Ölbilder

Stuttgart-Hohenheim, 12. September – 10. November

45 Teilnehmer zur Vernissage

Hans Gassebner

Aquarelle, Monotypien, Zeichnungen 1946 – 1966

Weingarten, 18. Oktober – 15. Dezember

41 Teilnehmer zur Vernissage

Gert und Eva Fabritius

Spuren und Begegnungen

Zeichnungen, Farbholzschnitte, Bildteppiche

Stuttgart-Hohenheim, 4. Dezember – 29. Januar 87

40 Teilnehmer zur Vernissage

Herbert Falken

Zeichnungen

Gastveranstaltungen

59 Gastveranstaltungen in Stuttgart-Hohenheim mit 1 931 Teilnehmern

Arbeitsgemeinschaft Kath. Organisationen und Verbände, Stuttgart

Arbeitsgemeinschaft der kath. Berufsschulreligionslehrer, Stuttgart

Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung, Stuttgart

Berufsgenossenschaft für Gesundheitsdienst und Wohlfahrtspflege, Hamburg

Bischöfliches Gymnasialkonvikt, Ehingen

Bischöfliches Ordinariat, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Schulreferat, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Seelsorgereferat, Rottenburg

Bischöfliches Schulamt, Rottenburg

Frau Margot Breitling, Winnenden

Caritasverband für Württemberg e. V., Stuttgart

Diakonisches Werk, Stuttgart

Diözesanstelle Betriebsseelsorge, Stuttgart

Diözesanstelle Ehe und Familie, Stuttgart

Edith-Stein-Schule, Ravensburg

Evang. Petrusgemeinde, Stuttgart

Evang. Akademie, Tutzing

Fachstelle für Medienarbeit, Stuttgart

Gerhardswerk e. V., Stuttgart
 Haus des behinderten Kindes, Karlsruhe
 Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
 Institut für Fort- und Weiterbildung, Rottenburg
 Institut für Kommunikation und Rhetorik, Edenkoben
 Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses, München
 Jugendhaus St. Antonius, Wernau
 Kath. Bibelwerk e. V., Stuttgart
 Kath. Bildungswerk, Kreis Ravensburg e. V., Ravensburg
 Kath. Büro, Stuttgart
 Kath. Sozialethische Arbeitsstelle e. V., Hamm
 Kath. Schuldekanatamt, Stuttgart
 Landessozialgericht Baden-Württemberg, Stuttgart
 Landesverband Kath. Kindertagesstätten, Stuttgart
 Marketing Forum Universität Hohenheim, Stuttgart
 Mesnerverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Rottenburg
 Ministerium für Kultus und Sport Baden-Württemberg, Stuttgart
 Oberschulamt, Tübingen
 Universität Hohenheim, Abt. Kleintierzucht, Stuttgart
 Württembergische Genossenschaftsakademie, Stuttgart
 Zentralstelle Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn

69 Gastveranstaltungen in Weingarten mit 2 109 Teilnehmern

Arbeitsgemeinschaft christl. Arbeitnehmerorganisationen, Stuttgart
 Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung, Stuttgart
 Arbeitsstelle Kurseelsorge, Stuttgart
 Betriebsseelsorge der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Tuttlingen
 Bischöfliches Ordinariat, Rottenburg
 Bischöfliches Schulamt, Rottenburg
 Bund der Strafvollzugsbediensteten, Stuttgart
 Caritasverband für Württemberg e. V., Stuttgart
 Cusanuswerk, Bonn
 CV-Akademie, Bonn
 Dekanatsverband, Ravensburg
 Deutscher Caritasverband, Freiburg
 Diözesanstelle Berufe der Kirche, Rottenburg
 Diözesanstelle Ehe und Familie, Stuttgart
 Edith-Stein-Schule, Ravensburg
 Evang. Bildungswerk, Bad Waldsee
 Fachstelle für Medienarbeit, Stuttgart
 Gymnasium, Bad Waldsee
 Herrn Dekan Heinrich Hormann, Amtzell
 Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
 Institut für Fort- und Weiterbildung, Rottenburg

Institut für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte e. V.,
Regensburg

Herrn Volker Jansen, Ravensburg

Justizministerium Baden-Württemberg, Abt. Strafvollzug,
Stuttgart

KAAD, Bonn

Kath. Arbeitnehmerbewegung, Berg-Weiler

Kath. Landvolk, Stuttgart

Kath. Schuldekantamt, Ravensburg

Kolpingchor Donzdorf, Schwäbisch Gmünd

Krankenhauseelsorge, Klinikpfarramt, Tübingen

Kreisverkehrswacht, Ravensburg

Kunstverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart

Landesanstalt für Umweltschutz, Karlsruhe

Landesseniorenrat Baden-Württemberg, Stuttgart

Landesverband Kath. Kindertagesstätten, Ravensburg

Landeszentrale für politische Bildung, Tübingen

Oberschulamt, Tübingen

Pastoralliturgisches Institut, Rottenburg

Raphaelswerk, Hamburg

Herrn Wilfried Scheremet, Mochenwagen

Swissair, Ravensburg

Württ. Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie, Stuttgart

Zahnradfabrik Friedrichshafen AG, Friedrichshafen

Zonta-Club, Stuttgart

Die Mitarbeiter der Akademie

Leitung der Akademie:

Elisabet Plünnecke, kommissarische Akademiedirektorin
(bis 31.05.1986)

Gebhard Fürst, Akademiedirektor (ab 01.06.1986)

Geschäftsführer:

Erhard Krautwald

Akademiereferenten:

Klaus Barwig, Dieter R. Bauer, Paul Dingwerth, August
Heuser (ab 01.06.1986), Franz Josef Klehr, Pfarrer Wolf-
gang Müller-Welser (bis 30.09.1986), Rainer Öhlschläger
(Tagungshaus Weingarten), Monika Rappenecker, Dr. Her-
mann-Josef Schmitz

Sekretariat Stuttgart:

Gertrud Bayer, Elfriede Gründler (bis 31.05.1986), Käthe
Horn, Irmgard Kaufmann, Beate Kraus (ab 01.09.1986),
Elisabeth Kreimer, Cordula Lang (ab 15.10.1986), Martina
Merz, Eva-Maria Merzenich (bis 31.08.1986), Dorothee
Mimler, Claudia Nicklaß, Anneliese Rathgeber, Edeltraud
Rothweiler, Gudrun Soika, Mechtild Walter

Sekretariat Weingarten:

Anne Hurst, Margret Sauter

Tagungshaus Hohenheim:

Anni Weiß HWL, Ursula Wacker HWL

Tagungshaus Weingarten:

Ingeborg Failer, Ursula Flock

Zahlen zur »Chronik '86«

	Stuttgart-Hohenheim		Weingarten		auswärtige Veranstaltungen		insgesamt	
	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer
Offene Tagungen	26	2254	16	1332	3	131	45	3717
Fachtagungen, Tagungen für Zielgruppen	26	1391	17	748	8	318	51	2457
Sozialpädagogische Kurse für junge Untersuchungsgefangene					5	75	5	75
Gastveranstaltungen	59	1931	69	2109			128	4040
Zwischensumme	111	5576	102	4189	16	524	229	10289
Tagungen mit der Evangelischen Akademie Bad Boll					3	156	3	156
Summe Tagungen	111	5576	102	4189	19	680	232	10445
Abendveranstaltungen, einschließlich Eröffnungen von Kunstausstellungen	16	1473	5	779			21	2252
Summe Veranstaltungen	127	7049	107	4968	19	680	253	12697

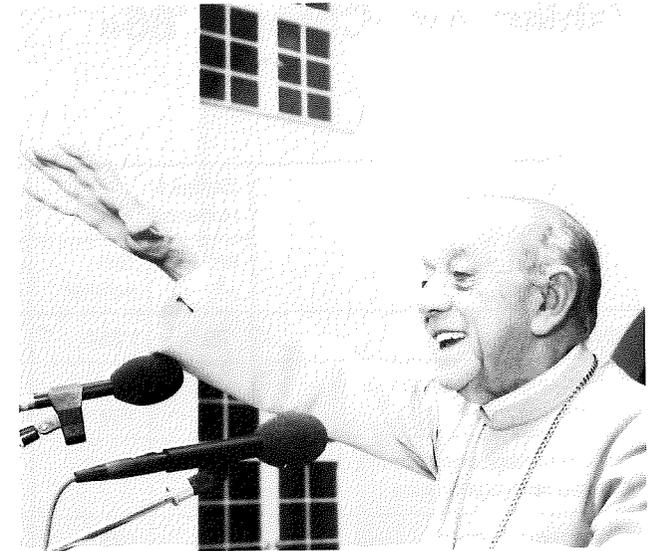
Kirche in Lateinamerika

Studientag mit Dom Hélder Câmara

14. Januar
Weingarten
213 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Rainer Öhlschläger

Referenten:
Dom Hélder Câmara, Recife (Brasilien)
Dr. Horst Goldstein, Bremen-Worphausen



Schwäbische Zeitung vom 16. Januar 1986

Der „Bischof der Armen“ faszinierte in Weingarten Tausende von Zuhörern

Für Dom Helder sind Probleme eine heilige Herausforderung

Gegen trügerische Erwartungen setzt der Gast aus Brasilien Ermutigung zur Hoffnung

Den linken Ellenbogen stützt er aufs Rednerpult, die rechte Hand erzählt; der Zeigefinger streckt sich klagend, die Finger ballen sich bedrohlich zur Faust, dann öffnet sich die Hand den Hörern zugestreckt, mit beiden Armen zieht er einen großen Kreis, er kreuzt sie schließlich vor der Brust. Dom Hélder Câmara, der große Redner, zieht das Publikum in seinen Bann, auch wenn es die portugiesischen Worte nicht gleich versteht und auf die Übersetzung warten muß. Der Erzbischof aus Brasilien streckt die geöffneten Hände zum Gebet zum Himmel, und inmitten salbungsvoller Worte blickt er sich kurz verächtlich nach seinen Nächsten um, die ihn in der Andacht stören – dem Zuschauer der Szene muß nicht erklärt werden, was Camara sagen will: Immer nur „Herr, Herr“ rufen, und seinen Bruder vergessen, das kann man nicht. Der Gast aus Recife wird nach einer kurzen Frage um eine kurze Antwort gebeten, da stellt er einem Fragenden einen Stuhl zurecht – die Geste drückt treffender als viele Worte aus, daß die Antwort lang ausfallen muß. Das schwächliche Männlein mit den großen Augen, die dennoch verschmitzt lächeln können, Dom Hélder Câmara, der Bischof der Armen, der seit kurzem im „Un-Ruhestand“ lebt, fasziniert auch heute noch – mit knapp 77 Jahren – die Menschen. 200

ergatteten einen Platz beim Studientag in der Katholischen Akademie Weingarten, gut 2500 füllten die große Basilika beim Abendgottesdienst, so viel wie sonst nur am Blutfreitag, nochmals mehr als 500 lauschten am Abend in der Aula der Pädagogischen Hochschule seiner Rede zum Weltfriedenstag 1986. Ob Arzt, Kriminalbeamtin, Oberministrant, Ordensfrau, Techniker, Zivildienstleistender, Lehrer oder Hausfrau, alle versammelten sich mit großen Erwartungen an den kleinen Erzbischof auf dem Martinsberg.

Teilnehmer des Studientags machen sich vor der Begegnung mit Camara Gedanken, was sie ihn fragen könnten. „Wie können wir den Armen in Brasilien helfen?“ lautet die alte Frage. Sie wird bald übertönt von einer neuen: „Wie können wir von euch Brazilianern lernen?“

Ein verklärtes Bild der Kirche in Lateinamerika wird gemalt: Gott und Familie als oberste Werte, während bei uns nur das Kapital angebetet wird; lebendige Basisgemeinden, in denen die Armen aus dem Evangelium leben, brüderlich, politisch, spirituell, während in unseren Gemeinden Anonymität und Kälte herrschen. Wenn er uns nur ein Erfolgsrezept wüßte, wir wollten es schon gern befolgen...

Dom Helder durchkreuzt die Hoffnung. Brasilien sei kein Vorbild, und Europa nicht der alte Kontinent, erklärt er mit fester Stimme. „Alle lernen und lehren.“ Dann erzählt er eine Geschichte: In Brasilien leben Menschen im Elend wie Untermenschen. Zu denen geht er und sagt: Ihr habt Probleme. Diskutiert darüber, welches das schlimmste ist, dann löst es. Die Menschen bitten ihn: Kannst Du uns nicht sagen, welches unser größtes ist? Dom Helder weigert sich: Ihr selber müßt es herausfinden, ich will Euch bei der Lösung ein wenig helfen. Die Menschen einigen sich und gehen an die Arbeit, ein Entwässerungsprojekt. Die Kirche soll nicht für, sondern mit den Menschen arbeiten, meint der Erzbischof.

In den Untermenschen Brasiliens können sich die Kleinmütigen Oberschwabens wiedererkennen. Dom Hélder Cárara, der große Seelsorger, befreit seine Zuhörer von der trügerischen Hoffnung auf ein wirksames Pastoralkonzept. „Kehrt um und macht Euch auf den Weg“, es ist die alte Botschaft, die Camara mit großer Glaubwürdigkeit neu verkündet. Es sind halt immer die gleichen Unannehmlichkeiten, denen man begegnet, wenn man dem Geheimnis des Erfolgs auf der Spur ist.

Umkehr ist auch das Thema seiner Predigt in der Basilika. Umkehr, wie sie Papst Johannes XXIII. nicht nur von den Heiden und Sündern, sondern auch von Christen, ja Bischöfen, ja dem Papst selber gefordert hat. Die sieben Hauptsünden sind nicht aus der Mode, meint er. Wir müssen uns abkehren von ihnen. Camara, der während der Messe zum Weltfriedenstag dreimal mit Applaus bedacht wird, erhält für diese Ausführungen keinen gesonderten Beifall.

Auf breite Zustimmung kann der Gast dagegen rechnen, wenn er vor dem Publikum in der Aula der PH die soziale Sünde anprangert. Von Applaus wird seine Rede unterbrochen, als er die Rolle der „Multis“ in Lateinamerika kritisiert. (Die Frage eines Vertreters eines oberschwäbischen Industriebetriebes, ob man denn das Zweigwerk in Brasilien, das 3000 Menschen Arbeit gebe, schließen solle, ließ er am Nachmittag unbeantwortet.) Dann kommen die Zahlen, die er immer wieder anklagend vorbringt: 80 Prozent der Menschheit verfügen über nur 20 Prozent der Güter, 20 Prozent der Menschheit in den reichen Ländern haben dagegen 80 Prozent der Gaben der Welt für sich. Nur sechs Prozent der brasilianischen Bevölkerung besitzen das gesamte Land, das fast so groß ist wie ein Kontinent. Dom Hélder Cárara, der große politische Moralprediger. Aus diesen Angaben schließt er, daß wir eine neue Weltwirtschaftsordnung brauchen. Die Deutschen, „die in der Welt dafür bekannt sind, daß sie sich mit allem so gründlich und tief befassen“, bittet er, eine solche gerechtere Weltwirtschaftsordnung an den Universitäten zu erfinden. Ob die Welt damit einer Lösung der Probleme näher käme, oder nur ein Regelungswahn um sich griffe, der die TÜV-Plakette auch für Brasilien verbindlich machen würde, steht dahin. Auf jeden



Beim Studientag der Akademie mit Bischof Dom Hélder Cárara hatte Bischof Dr. Georg Moser die Gelegenheit, noch druckfrisch sein neues Buch persönlich zu überreichen: „Gelebte Träume“, Bischof Moser meditiert darin Texte Dom Hélder Cáraras. (Herder-Verlag, 2. Aufl. 1986, DM 9,80)

»Eine Wasserlache möchte ich
sein und den Himmel spiegeln.«
Dom Hélder Cárara

Fall regt die Schmeichelei an, Probleme tatsächlich als „heilige Herausforderungen“ anzunehmen, wie Camara es empfiehlt. „Stellen Sie sich vor, wir hätten keine Probleme – wäre das nicht eine monotone Angelegenheit?“ Ein befreiender Satz, der Hoffnung macht. Als Zieldatum für einen Fortschritt nennt Dom Helder den 2000. Geburtstag Jesu Christi: In 14 Jahren wünscht er sich die Welt ein Stück weiter.

Zu den gewohnten politischen Aussagen über Multis, Großgrundbesitz und Rüstungswahnsinn gesellen sich neue Töne: Mit großer Hoffnung spricht er vom neuen zivilen Staatspräsidenten Brasiliens, Jose Sarney. Eine Bodenreform laufe an, die Bestechung gehe zurück, eine verfassunggebende Versammlung ist in Vorbereitung.

Zwischen globalen Problemen und persönlicher Schuld stellt Camara einen Zusammenhang her: Beim Besuch einer Familie mit vier Kindern gibt er dem Kleinsten eine Schokolade, damit er sie verteile. „Das ist meine, meine!“ war die Antwort. „Ich hatte den Eindruck, als wäre ich bei den Vereinten Nationen“, erzählt der Erzbischof unter Gelächter. „Der Egoismus ist kein Monopol“, schließt er daraus, nicht der Reichen, nicht der Erwachsenen.

Einen zweiten Zusammenhang stellt er her zwischen irdischer Befreiung und ewiger Erlösung. Nicht beten zum Herrn und den Nächsten vergessen; nicht sagen: „Packen wir die sozialen Probleme an! Beten können wir dann später.“ Das Horizontale, Weltzugewandte muß mit dem Vertikalen, nach oben Gerichteten verbunden bleiben, verlangt er, und seine rechte Hand umgreift dabei das schlichte Holzkreuz auf seiner Brust, das für ihn Horizontales und Vertikales, Gott und Welt, beides als Einheit symbolisiert. (Joachim Rogosch)

Kirche in Brasilien

Pastorale, spirituelle und theologische Herausforderung für uns

Studientag für Priester und Mitarbeiter
im pastoralen Dienst

12. Mai
Stuttgart-Hohenheim
32 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:
Bischof Erwin Kräutler, Altamira (Brasilien)
Dr. Horst Goldstein, Bremen-Worphausen

Dr. Clemens Ruhnau, Institut für Fort- und Weiterbildung,
Informationen, Juli – August 1986:

Lernen von der Kirche Brasiliens

800 Einladungen hat die Akademie an alle hauptamtlichen pastoralen Mitarbeiter im Nordbereich der Diözese gesandt. Etwa 25 haben sich ansprechen lassen. Fazit: Die anderen 775 haben einen hochinteressanten Tag der Begegnung mit der brasilianischen Kirche versäumt – repräsentiert durch Bischof Kräutler/Altamira (einem gebürtigen Österreicher, seit 1980 Bischof und seit 1983 auch Vorsitzender des Indianermissionsrates der brasilianischen Bischöfe) und durch den Brasilien-Experten Horst Goldstein/Bremen, als Übersetzer und intimer Kenner befreiungstheologischer Literatur bekannt. Thema: „Kirche in Brasilien. Pastorale, spirituelle und theologische Herausforderung für uns“.

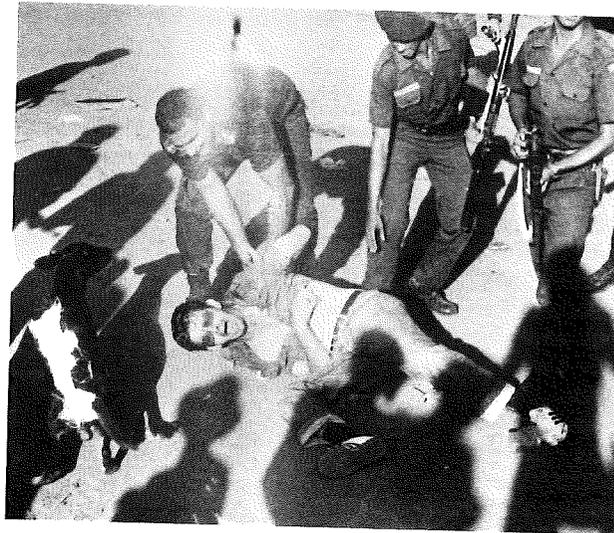
Beeindruckend zunächst einmal Dom Erwin Kräutler: Welcher Freimut – ohne Scharfmacherei! Welche Brüderlich-

keit! Welcher Sinn für das Zentrale: Heiligkeit und Würde des Lebens, Sich-Betreffen-Lassen, Einfachheit, Christus in der Schwester und im Bruder. Dann Berichte über die himmelschreiende soziale Situation in Brasilien unter der Herrschaft der Großgrundbesitzer und der ausländischen Wirtschaftsinteressen: erschütternd. Erschütternd aber auch die Tatsache, daß die meisten Leute in der Bundesrepublik (bis in kirchliche Kreise hinein) die wenigen realistisch-brutalen Berichte aus Brasilien schlicht als „unwahr“ abwerten und abwehren. Warum?

Und dann der befreiende und ermutigende Blick auf das blühende Leben der brasilianischen Kirche. Können wir vom Weg der brasilianischen Kirche lernen?

Der Weg der Bekehrung

Der Stein kam anfangs der 70er Jahre ins Rollen. Zwei Momente fügten sich zusammen: Immer mehr Priester waren mit ihrer Rolle als fahrende Sakramentsspender nicht mehr zufrieden; immer mehr Priester ließen sich von den Laien sagen: „Ihr lebt an unserer Wirklichkeit vorbei.“ Diese Konfrontation durch die Laien war der Grundimpuls zur Neuorientierung des brasilianischen Klerus, und der führte bis dahin, daß heute selbst die brasilianischen Bischöfe fast alle in einfachen Hütten mitten unter den Leuten leben. Der Klerus begab sich in hautnahen Kontakt mit den einfachen Leuten; er ließ sich von deren Not tief berühren und zum Mit-Leiden und Mit-Schreien bewegen; er ließ sich Entscheidendes gerade von einfachen Leuten sagen; er entdeckte das Antlitz des heute lebendigen leidenden und armen Christus im Antlitz der Menschen, besonders der Armen. Teilnahme an der Leidenschaft Gottes gerade für jene, die wenig, zu wenig vom Leben haben. Politik aus Gottes-Verwurzelung.



„Macht aus mir keinen Helden“

Weil er mit den Armen für deren Rechte sich einsetzte, wurde Bischof Krätzel gewaltsam festgenommen und im Polizeigriff abgeführt. (Bilder: KNA)

Das JA zur Ohnmacht und das Bauen auf Gottes konkrete Dynamik

Die Kirche in Brasilien erfährt täglich, daß sie die Dinge nicht in den Griff bekommt. Weder wirtschaftlich-finanziell noch pastoral-strategisch, noch politisch, noch hierarchisch. In diesem Sinn erlebt sich die brasilianische Kirche als fundamental ohnmächtig. Doch sie reagiert darauf nicht (narzißtisch gekränkt) resignativ oder aktivistisch. Sie hat sich die Augen öffnen lassen für das entscheidende „Kapital“ jeder Kirche: Gottes Lebensdynamik in den Menschen selbst. Alles, was die Menschen tief bewegt: deren Freude und Trauer, deren Ängste und Hoffnungen, deren Elend und deren Glück, deren Suchen und Kämpfen – egal in welchem Lebenszusammenhang – ist menschlich und christlich wichtig, weil darin auf verborgene Weise Gott am Werk ist. Nicht nur die „religiöse Dimension“, die „Sinn-Dimension“ ist interessant. Vielmehr: Was die Menschen tief bewegt, das ist eine Kraft, die die Menschen untereinander und mit Gott zusammenführen kann und soll, so daß neue, evangeliumsgemäße Lebensqualität wachsen kann:

Gott ist am Werk. Alles kommt darauf an, dies wahrzunehmen: mit der Bibel in der Hand den Herrn der Geschichte aufspüren. Alles kommt darauf an, mit dieser Dynamik „zusammenzuarbeiten“. Das heißt dann: „Mit-Arbeiter Gottes“ sein. Dementsprechend vollzieht sich jede pastorale Überlegung (oder Konferenz) in einem Dreischritt: Was sehen und erfahren wir? Was will da Gott für uns? Was will Gott da von uns?

Geschwisterliche Gemeinde

„Ich habe seit Jahrzehnten keinen Gottesdienst vorbereitet“, verblüffte Bischof Kräutler die Teilnehmer. „Das ist alles das Werk der Basisgemeinden vor Ort mit ihren Laien-Gemeinde-Leitern (oder -Leiterinnen). Sie wählen die Lesungen aus, die ihnen etwas sagen und die sie meditieren wollen. Sie spielen das Evangelium. Sie bringen alles herbei, was sie betroffen macht (z. B. das blutbespritzte Hemd eines eben Ermordeten). Sie kommen über das Evangelium ins Gespräch. Und schließlich sagt jemand: 'Jetzt ist es wohl an der Zeit, daß Du, Dom Erwin, mal sagst, was Du dazu meinst.' Man spürt, daß in dieser Liturgie bei der memoria Christi wirklich das Leben gefeiert wird und Kraft zum Kämpfen erwächst.“ Erinnerungen an die junge Kirche werden wach: „Wenn ihr zusammenkommt, trägt

jeder etwas bei.“ (1 Kor 14,26) Beteiligung, Partizipation, „Jeder hat etwas zu sagen“ heißt die Devise – nicht Versorgung.

Wie entstehen solche lebendige Basisgemeinden? Das ist sehr verschieden. Oft gibt ein soziales Problem den Anstoß („Wir haben keinen Arzt; wir müssen uns zusammentun.“); Solidarität kommt in Gang und artikuliert sich auch im Glauben. Der Ausgangspunkt kann auch ein religiöser sein: „Wir haben seit vier Jahren keinen Priester. Wenn wir uns nicht Sonntag für Sonntag um das Wort Gottes versammeln, geht uns der christliche Glaube verloren.“ Oder der Anstoß kommt von „oben“: „Es hat keinen Sinn, wenn ich, der Priester, als Liturgen zu euch komme, und bei euch ist kein Leben. Ich werde in Zukunft nur zum Taufen und Eucharistie-Feiern kommen, wenn ihr auch sonst als Gemeinde zusammenlebt.“

Überall geht es also um Förderung der Eigeninitiative, der Eigenverantwortung und der Eigenregie der Menschen – von Menschen, die sich aus betroffenem Herzen engagieren.

Eine besonders beglückende Erfahrung: Der gemeinsame Kampf um die Menschenwürde überwindet in den Basisgemeinden von der Wurzel her den traditionellen Machismo, die Herabwürdigung der Frau.

Eine neue Gestalt des priesterlichen Dienstes

„Ich wurde zum Bischof ernannt. Da habe ich Gruppen gebildet und sie gefragt: 'Was erwartet ihr von eurem Bischof?' Antwort: 'Wir wollen keinen Schreibtisch-Bischof, sondern einen, der hautnah mit uns lebt und mit uns leidet.' Das ist mein Gewissensspiegel bis heute.“

Das Elementare des priesterlichen Dienstes also: Die Gleichheit, die geschwisterliche Solidarität. („Alles andere widerspräche den schreienden Herausforderungen von Kirche und Welt heute.“) Also: Verzicht auf Vorrecht und Vortritt und Titelpflege. Entwicklung des Gespürs: „Wirklich förderlich ist meine priesterliche Autorität, wenn ich darauf aus bin, daß andere zu Wort kommen, um beider Seiten willen, weil ich als Priester ohne intensives Hören auf die Stimmen der Menschen auch an dem mitten unter uns lebendigen Herrn vorbeihöre, und weil ein Mensch erst dann sich seiner Würde bewußt werden kann, wenn er erfährt, daß er etwas zu sagen hat, was anderen wichtig ist.“ Geschwisterliche Gemeinde. Ein neuer Amtsstil. So erwachsen merkwürdigerweise gerade aus dem Verzicht

auf die ängstliche Frage: Wo bleibt mein Eigenprofil als Priester oder Bischof? Konturen einer neuen Gestalt des priesterlichen Dienstes an der Einheit. Wie sieht die spezifische Aufgabe des Bischofs oder Priesters aus, wenn fast alles die „Laien“ tun? Wenn jede Basisgemeinde aufgrund ihrer konkreten Situation und Betroffenheit ihren ureigenen Weg sucht? Wenn die alles tragende Basis heißt: geschwisterliche Solidarität? Bischof Kräutler: „Als Priester/Bischof bin ich Bindeglied zwischen den einzelnen Gemeinden/ Gemeinde-Teilen (Basisgemeinden) und zu den anderen Diözesen hin (einschließlich Rom). Ich Sorge mit dafür, daß Austausch geschieht, so daß man voneinander lernt und aneinander Anteil nimmt. Ich Sorge mit dafür, daß wir uns über ein paar gemeinsame Prioritäten verständigen (durch eine Diözesansynode). Ich frage vor Ort nach, wie es mit der Realisierung der gemeinsamen Beschlüsse steht, und höre, was die Leute versuchen und wo sie Probleme haben, und rege an, indem ich erzähle, wie man in anderen (Basis-)Gemeinden versucht, weiterzukommen. So Sorge ich mit dafür, daß nicht jeder tut, was er will, sondern über den Tellerrand der eigenen (Basis-)Gemeinde hinausschaut. (Oder – auf die brasilianische Kirche bezogen -, daß man z. B. die Indianerfrage endlich als gemeinsame Sache aller Diözesen betrachtet, auch wenn sich in der eigenen Diözese diese Frage nicht akut stellt.)“

Christsein heißt: „Im Kampf stehen“

Wenn Christen sich in Brasilien begegnen, pflegen sie in der Regel nicht so allgemein zu fragen: „Wie geht es dir?“, sondern sie fragen präziser: „Wie geht es (dir in) dem Kampf?“ Viele Christen in Brasilien wissen, was sie wollen, wofür sie kämpfen und wogegen sie Widerstand leisten. Vielleicht gehört es zum zentralen Kennzeichen unserer bundesrepublikanischen kirchlichen Situation, daß wir weit hin nicht so recht wissen, wofür wir kämpfen. Selbst das Gespür dafür, daß „Kampf“ ins Zentrum christlichen und pastoralen Lebensvollzugs gehört, ist wenig verbreitet. An die Stelle von „Kampf“ treten andere Stichworte und Einstellungen: arbeiten, schaffen, sich abhetzen und abschinden ... Wie auch immer: Der christliche Weg heißt „Kampf und Kontemplation“ (Roger Schütz).



Kathedrale Phat Diem in Vietnam

Kirche in Vietnam

Die „Befreiung“ auf dem Prüfstand

Tagung in Zusammenarbeit mit der Ackermann-Gemeinde

1. – 2. März
Stuttgart-Hohenheim
54 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:
Pater Wilhelm Hunger S. J., Bonn
Ding Xuan Minh, Burg Lantershofen
Dr. Alla Sariban, Mainz

Es ist seit einigen Jahren eine gute Tradition geworden, zusammen mit der Ackermann-Gemeinde den Gebetstag für die verfolgte Kirche vorzubereiten. 1986 galt das Interesse der Kirche im kommunistischen Vietnam. Dazu waren auch einige Vietnamesen mit ihrem geistlichen Betreuer, dem Zisterzienserpater Thomas, in die Akademie gekommen. Sie sangen beim Gottesdienst einige Lieder in ihrer Muttersprache und beteten die Fürbitten.

Seit die Amerikaner den Vietnam-Krieg verloren haben und das ganze Land unter die Herrschaft der kommunistischen Vietkong geriet, ist es um Vietnam still geworden. Das Land ist weder befreit noch befriedet, das Volk wird umerzogen und muß umlernen. Tausende haben auf Booten ihre Heimat verlassen. Man hat vom „Auschwitz auf dem Wasser“ gesprochen.

Politisch gesehen ist Vietnam heute ein vereinigt Land. Geographisch besteht es aus drei Gebieten: Tonking im Norden, Annam in der Mitte und Kochinchina im Süden. Alle Vietnamesen verbindet ein Ahnenkult, der sie zur Verbundenheit, Dankbarkeit und Ehrfurcht gegenüber den lebenden und verstorbenen Eltern und Vorfahren verpflichtet. Seit dem Beginn der Missionierung Vietnams im 16. Jahrhundert gab es immer wieder heftige Christenverfolgungen. 117 Märtyrer sind bis heute selig gesprochen worden: fast jede katholische Familie hat Glaubenszeugen aus blutiger Verfolgungszeit unter ihren nächsten Ahnen. Man kann ruhig sagen, daß die Geschichte der Kirche in Vietnam gleichzeitig eine Geschichte der Christenverfolgungen ist. Nach der Niederlage der Franzosen bei Dien Bien Phu und den Genfer Verträgen, die das Land in zwei Teile zerschnitten, flohen 800 000 Vietnamesen aus dem kommunistischen Norden in den Süden. Drei Viertel von ihnen waren Katholiken, die zum Teil eigene Dörfer gründeten, in denen sie später den kommunistischen Vietkong Widerstand leisteten. Vietkong unterwanderten von Norden her auf fast unzugänglichen Pfaden durch Kambodscha zunehmend auch den Süden und übten ihren Terror überall aus, wohin sie kamen: Mord, Brandschatzung, Raub. Wovor sich die Bevölkerung aber am meisten fürchtete, waren Kindesentführungen. Die Jungen wurden mit 12 oder 13 Jahren entführt und tauchten nach Jahren als Vietkongkämpfer irgendwo wieder auf, ihren Eltern und ihrer Religion völlig entfremdet.

Umerziehungslager und Überwachungsstaat

Die im Norden zurückgebliebenen Katholiken versuchten, unter unvorstellbaren Schwierigkeiten und Einschränkungen ihren Glauben treu zu bewahren. Kein einziger Bischof Nordvietnams konnte am Zweiten Vatikanischen Konzil teilnehmen. Im Norden Vietnams wirken heute nur noch 279 Priester in 626 Pfarreien und 3 500 Kirchen. Die Zahl der Priester wird kontingentiert: aus jedem Bistum dürfen nur fünf Seminaristen ausgebildet werden. Im Süden ist die Lage zwar günstiger, doch sind 200 Priester „als Gäste des Volkes“ in „Umerziehungslagern“ interniert. Um die Kirche von Rom zu trennen und den Glauben der Katholiken von innen her zu untergraben, wurde die „Nationale Union patriotischer und friedliebender Katholiken“ gegründet, die aber kaum Resonanz findet und ihr Ziel, Verwirrung zu stiften, nicht erreicht hat.

Die religiösen Aktivitäten der Kirche werden streng überwacht. Das Christentum sei die „Religion des Imperialismus und der internationalen Reaktion“. Alle ausländischen Missionare wurden nach der kommunistischen Machtergreifung des Landes verwiesen. Bischöfe, Priester, Ordensleute und viele Laien wurden festgenommen und gefoltert. Viele starben in den Gefängnissen. Hochzeiten, Beerdigungen und feierliche Gottesdienste bedürfen der staatlichen Genehmigung. Jede kleine Reise, auch von Dorf zu Dorf, muß gemeldet werden; für eine größere Distanz benötigt man eine Sondergenehmigung. Das Volk steht einem allherrschenden Staat gegenüber. Ein vietnamesisches Sprichwort sagt: „Der Brauch des Dorfes bricht das Gesetz des Königs“. Heute ist es umgekehrt. Der Staat kontrolliert die Bevölkerung, die Behörden bespitzeln, überall herrscht eine Atmosphäre der Angst und des Mißtrauens. Elend, Unterdrückung, Dekadenz und Korruption sind schlimmer als je zuvor.

Sechs Millionen Katholiken

Papst Johannes Paul II. konnte im November 1985 im Vatikan nur drei Bischöfe des „freien“ Vietnam anlässlich des 25. Jahrestages der Errichtung der kirchlichen Hierarchie in Vietnam empfangen. 1980 hatten noch alle Bischöfe ihren Fünfjahres-Besuch machen dürfen. Der Erzbischof von Hanoi, Kardinal Tvinh-van-Can, sprach bei dieser Gelegenheit von 6 Millionen Katholiken in Gesamt-Vietnam, eine unerwartet hohe Zahl. Ist die Kirche Vietnams in

der Verfolgung vielleicht sogar noch gewachsen? Der Papst gab den drei Bischöfen, die ihn besuchen konnten, ein Schreiben an den gesamten Episkopat mit, in dem es heißt: „Ich weiß um den Mut, mit dem Ihr inmitten fortdauernder und zunehmender Schwierigkeiten Zeugnis von Eurem Glauben gebt“. Deutlicher kann ein Papst kaum mehr sprechen, wenn er nicht alles, was bei den anhaltenden Schikanen doch noch möglich ist, gefährden will.

Beim Gottesdienst predigte Pfarrer Müller über die Befreiung des Petrus aus dem Gefängnis (Apg 12). Die Hinwendung zu Christus und die Zuflucht zum Gebet reicht heute wie einst in der Urkirche über Gefängnismauern und Konzentrationslager hinweg und schlägt Brücken zu den Bedrängten, Eingesperrten und Verfolgten und von der Erde zum Himmel.

Christlicher Glaube im Fernen Osten – von China aus gesehen

28. April
Stuttgart-Hohenheim
120 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referent:
Weihbischof Aloysius Jin Luxian, Shanghai/China

Auszüge aus einem Bericht in der Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ (11. Mai 1986), von der die Einladung zu diesem Besuch ausging:

Von China aus gesehen

Zum Besuch eines chinesischen Bischofs in der Bundesrepublik Deutschland

In der Katholischen Akademie in Stuttgart-Hohenheim begrüßte Bischof Georg Moser die Gäste. Wir erinnern uns: er war der erste katholische Bischof des Westens, der nach dem Tod Mao Tse-tungs im Jahr 1979 die Volksrepublik China besucht hatte. 'Zwischen Hoffnung und Skepsis' nannte er damals den Bericht über seine – sehr verschiedenen – Erlebnisse. Wir sehen heute die Bilder jener Begegnungen mit Bischof Zhang (Shanghai) und Fu (Peking) wohl mit anderen Augen an als damals, als Teng Hsiao-ping noch in der Verbannung war und Hua Guo-feng China regierte. Erzbischof Gong Ping-mei, um dessen Freilassung Bischof Moser vergeblich bat, ist heute aus dem Gefängnis entlassen ...

Bischof Jin hatte seinem Vortrag, der fast eineinhalb Stunden dauerte und in deutscher Sprache gehalten wurde, zwei Hauptteile gegeben. Der erste beschäftigte sich vordergründig mit der leidvollen Geschichte der christlichen Mission in China (wobei der chinesische Standpunkt nicht immer zum Vergnügen der europäischen Ohren zur Sprache kam), indirekt aber auch deutlich mit gegenwärtigen Problemen. Man kann ja nicht leugnen, daß die Verquickung der christlichen Mission mit den politischen Interessen der früheren Kolonialmächte (Portugal, Frankreich, England, kurze Zeit auch Deutschland) sehr dunkle Schatten geworfen hat, die bis in die Gegenwart reichen. Es sei zum Beispiel in den Augen der Chinesen keine Ehre für das Christentum, daß es durch einen Opiumkrieg in China Eingang gefunden habe, sagte der Bischof. Auch die vatikanische Politik habe verhängnisvolle Fehler gemacht, zum Beispiel die 'sehr eilige' Anerkennung des japanischen Marionettenstaates Mandschukuo im Jahr 1932 oder die durch Hirtenbriefe verkündete 'Neutralität' gegenüber der japanischen Aggression usw. Der Bischof wörtlich:

'Die meisten Missionare waren gute Menschen und widmeten ihr ganzes Leben der Kirche Chinas. Aber schade! Einige waren nicht so ... In den Augen vieler Chinesen vertraten die Missionare nur die Interessen ihrer Vaterländer ...' Auch nach der kommunistischen Machtergreifung im Jahr 1949 habe die rein europäisch ausgerichtete Denkweise der römischen Kurie die Vorgänge in China nicht richtig eingeschätzt. Und das dauere auf manchen Gebieten bis heute an. Als Folgerung dieser Ausführungen erklärte Jin: die Kirche müsse grundsätzlich unabhängig von kolonialistischen Ansprüchen sein, kolonialistische Denkweisen müßten aufhören.

Der zweite Teil des Vortrags war dem Thema 'Ortskirche und Weltkirche' gewidmet. Der Weihbischof entfaltet eine tiefe mystische Sicht der Kirche aufgrund des eucharistischen und trinitarischen Geheimnisses. Die Kirche sei ein Bruderbund der Liebe. 'Deswegen müssen wir im Verhältnis zwischen den Ortskirchen beachten, daß wir das Wichtigste in der gegenseitigen Liebe sehen, in der Kommunion, in der Koinonia, in der Gemeinschaft – nicht in Macht und Recht ... Jede örtliche Kirche soll ihr Schicksal selbst bestimmen können. Die Kirche Chinas hat ihre eigenen Erfahrungen. Sie weiß sehr gut, daß die römische Kurie eine weltweite Strategie hat und versuchen muß, die verschiedenen Interessen der Völker und Mächte auszugleichen. Das ist eine nicht immer einfache Aufgabe. Wir chinesischen Katholiken sind Katholiken und wollen Katholiken bleiben. Wir sind keine Protestanten und keine Orthodoxen, wir erkennen grundsätzlich das Erste und das Zweite Vatikanische Konzil an ... Wir sind keine Schismatiker.'

Die Frage der praktischen Ausübung des päpstlichen Primates und wie weit nun die regionale Autonomie einer Ortskirche gehen könne, wurde in dem Vortrag aus verständlichen Gründen ausgeklammert. Die Zeit ist noch nicht reif für eine öffentliche Erörterung dieser Probleme. Die drei Millionen Katholiken, die man gegenwärtig in China offiziell zählt, haben noch keine Verbindung zu Rom. Aber sie zeigen immer deutlicher, wie sie ihren Weg weitergehen wollen: nicht in der Trennung vom Papst. Sie wollen keine völlig unabhängige Nationalkirche, sondern nur eine relative regionale Autonomie.

Es gibt heute in China auch Katholiken, die zu dieser Kirche Distanz halten, weil sie selbst 'romtreu' bleiben wollen. Doch der Gegensatz zwischen beiden Gruppen ist nur ein scheinbarer. In der sogenannten Untergrundkirche bahnt sich allmählich ein Umdenken an, weil man erkennt, daß nur wenige der sogenannten Patrioten wirklich romfeindlich sind. Bischof Jin hat deutlich zu verstehen gegeben, daß man innerhalb des jetzigen Gesellschaftssystems sich durchaus einen soliden Freiraum erkämpfen oder bewahren kann. Solange allerdings die diplomatischen Beziehungen des Vatikanstaates zu Taiwan anhalten, wird es jedoch kaum Fortschritte geben können. Keineswegs sollen die Katholiken Taiwans 'fallengelassen' werden, wie manche meinen, sondern: es geht um politische Schwierigkeiten, nicht um kirchliche oder theologische Probleme.

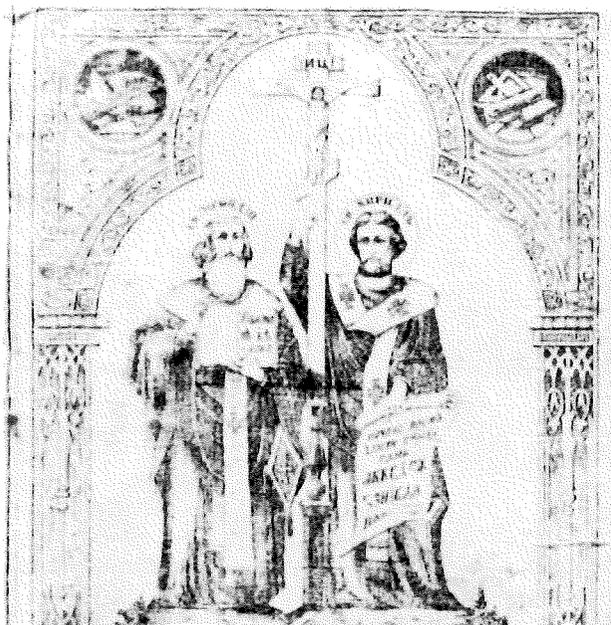
Über die verbesserte äußere Situation der katholischen Kirche Chinas seit der Regierung Teng Hisao-pings ist schon oft berichtet worden. Nachdem rund 700 katholische Kirchen wieder geöffnet sind (es kommen ständig neue hinzu), geht man nun daran, für den dringend notwendigen Priesternachwuchs zu sorgen - es gab über dreißig Jahre lang keine Weihnen! Auch Ordensschwestern sammeln sich, sogar Noviziate wurden schon eingerichtet. Überraschend war die Mit-

teilung Bischof Jins, daß man allmählich daran denkt, das Zweite Vatikanische Konzil zu rezipieren, aufzunehmen, durchzuführen. Im Herbst dieses Jahres soll dafür in Changsha (Provinz Hunan) ein überregionales theologisches Symposium stattfinden. Die Frage der chinesischen Liturgiesprache steht an. Doch die 'Inkulturation' ist heute nicht einfach. Die chinesische Gesellschaft befindet sich in einem Umschmelzungsprozeß ohnegleichen. Wohin geht die Zeit? Wo soll man anknüpfen? Beim alten Konfuzianismus? Bei der jungen Generation, die leidenschaftlich nach dem Neuen sucht? Und welche Rolle wird künftig der Kommunismus, der Marxismus in China spielen?



百聞不如一見

»baiwen bu ru yijian« –
Chinesisches Sprichwort
Einmal sehen ist besser als
hundertmal hören.



Referenten:
Professor Dr. Adolf Hampel, Gießen
Dr. Franz Jockwig, Würzburg
Weihbischof Walther Kampe, Limburg
Dr. Felix Keller, Freiburg
Carel ter Maat, Oosterbeek/Niederlande
Pater Ludwig Pichler, Rom
Erzbischof Pitirim, Volokolamsk/Moskau
Dr. Albert Rauch, Regensburg
Professor Dr. Siegfried Rother, Weingarten
Professor Dr. Heribert Tilmann, Weingarten
Peter Vitovec, Gersau/Schweiz
Abt Dr. Lukas Weichenrieder, Weingarten

Tausend Jahre russisches Christentum

Geschichte der russischen Orthodoxie, religiöses
Erbe, Kirche im sozialistischen Staat

Symposium unter der Schirmherrschaft von
Kardinal König, Wien

20. – 23. Februar
Weingarten
196 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger, Weingarten
Professor Dr. Adolf Hampel, Gießen
Professor Dr. Siegfried Rother, Weingarten



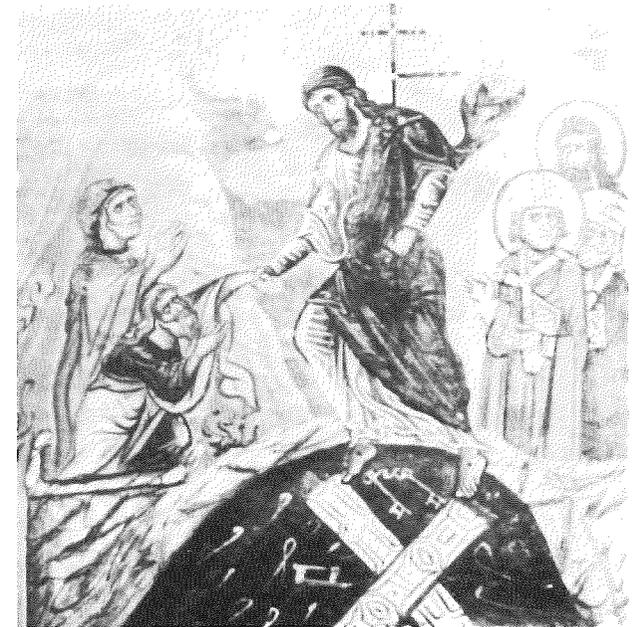
*Erzbischof Pitirim (Mitte) mit Abt Dr. Lukas Weichenrieder (rechts)
und Rainer Öhlschläger (links).*

Die orthodoxe Kirche in der Sowjetunion bereitet sich auf die Tausendjahrfeierlichkeiten der Taufe Rußlands vor. Für sie ist dies eine Gelegenheit, auf eine lange Geschichte christlicher Kultur hinzuweisen und damit gleichzeitig ihre Bedeutung hervorzuheben und auch gegenüber dem Staat zu dokumentieren. Schließlich muß das Moskauer Patriarchat auf einem schmalen Grat zwischen Tolerierung durch den Staat und Akzeptanz durch die Gläubigen gehen. Die Tausendjahrfeierlichkeiten der Christianisierung Rußlands sind für das Moskauer Patriarchat ebenfalls Gelegenheit, Kontakte ins westliche Ausland zu knüpfen bzw. zu verstärken. In besonderer Weise ausbaubedürftig sind Begegnungen mit der katholischen Kirche. Dies ist alles andere als unproblematisch, da noch einige Steine aus der Vergangenheit auf dem ohnehin mühsamen Weg zueinander liegen. Umso erfreulicher, daß in Weingarten der Moskauer Erzbischof Pitirim seine Vorstellungen von einer ökumenischen Annäherung entwickeln konnte und daß gleichzeitig Tagungsteilnehmer, die dem Moskauer Patriarchat skeptisch gegenüberstehen, zu Wort gekommen sind. Die ca. 200 Teilnehmer, die aus ganz Europa nach Weingarten angereist kamen, hatten neben der Chance, persönliche Kontakte zu knüpfen, die Gelegenheit, in differenzierten Vorträgen die russische Orthodoxie mit ihrer Geschichte und ihren liturgischen Ausprägungen kennenzulernen. Einen eindrucksvollen Höhepunkt bildete die abendliche Vesper nach orthodoxem Ritus in der Basilika, die vom Sergiuschor Weingarten gestaltet wurde.

Die Tagung ist dokumentiert als MATERIALIEN Nr. 4/1986.

**»Es zeichne sich auf uns das Licht
deines Antlitzes ab, so daß wir in
deinem Licht das unnahbare Licht sehen
mögen.«**

Kirchengebet am Fest der Theophanie



Glanz der Ewigkeit

Geist und Kunst der Ikone

6. – 7. September
Weingarten
124 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:
Pater Laurentius Madlener OSB, Weingarten
Professor Dr. Wilhelm Nyssen, Köln

Das Christentum trat in eine Welt ein, die mit einer Vielzahl von Götterbildern besetzt war. Wer das Götterbild hatte, hatte die Kraft des Gottes. Man war zunächst wegen der Gefahr der magischen Verwundbarkeit strikt gegen die Bilder. Es gab nur ein Bild: Christus beim Vater, das Bild der Sehnsucht. Ephräm der Syrer: „Selig, der vergehen ließ die Bilder aus Stein durch sein wahres Bild.“

Jesus spricht in den Gleichnissen die Sprache der Bilder. Im Bild des guten Hirten wird der jugendliche (=ewige) Christus dargestellt, der im Lamm sein eigenes Zeichen auf seinen Schultern trägt.

Im christlichen Osten wird in jedem Bild die Summe der Erlösung zum Ausdruck gebracht, so wie sich in jedem Heilsgeheimnis das Ganze der Erlösung darstellt. Das Weihnachtsbild zum Beispiel: Die Höhle versinnbildet die Selbstverschlossenheit der Erde. Die Krippe ist ein Altar, auf dem das Kind in der Gestalt des Brotes liegt, schon in die Leinentücher des Begräbnisses gehüllt. Hier wird in *einem* Bild das *Ganze* geschaut: Der Schöpfer der Welt wird Mensch, weil er den Kosmos konsekrieren will. Maria ist Sinnbild der geöffneten Erde: „Auf dem Schoß der Mutter leuchtet auf die Weisheit des Vaters.“

Mit der Konstantinischen Wende kommt etwas ganz Neues. Die Kirche hat plötzlich Räume zur Verfügung. Nun entsteht das Bild des wiederkehrenden Christus, des Pantokrators am Ende der Tage. „Erhöht wurde der Friedenskönig, dessen Antlitz der Erdkreis zu schauen beehrte.“ Die Theologie des Bildes wird auch durch den Bilderstreit hindurchgerettet. Das Bild ist verweisendes Zeichen.

Kaiser Konstantin verzichtete bei seiner Hinwendung zum Christentum auf die Apotheose „Dominus noster et Deus“. Seit ihm hat der Kaiser vielmehr die Aufgabe, die Gerechtmäßigkeit des Gottessohnes zu wahren.

Zur Theologie der Ikone: Sie ist das Durchscheinende. Das Urbild will im Abgebildeten durchscheinen. Durch die Abbildung sind die Heiligen da. Das Öl, das zum Malen der Ikone benutzt wird, wird mit 30 Aromata gemischt. Der Heilige Geist wohnt im heiligen Myron dem Bilde ein.

Der Beschauer und Beter soll durch die Ikone verwandelt werden. Die neue Qualität, die das Christentum gebracht hat, ist das Lauschen, die innere Schau. Der Priester müsse „der Chorführer des Lauschens“ sein. In einer Ikonostase schaut der Mensch das ganze himmlische Jerusalem in den Heiligen des Alten und Neuen Testaments. Mit dem Beginn der Liturgie wird die Bilderwand lebendig: die Türen für die Prozessionen öffnen sich.

Professor Nyssen zeigte in herrlichen Dias Bilder, Mosaiken, Ikonostasen und Ikonen von Ravenna, Byzanz und aus dem armenischen Patriarchat von Jerusalem und behandelte theologisch und spirituell das Evangelium der Bilder. Pater Laurentius Madlener erläuterte mit großer Hingabe seine Ikonen und zeigte in einem Dia-Vortrag dazu hin noch viele andere typische Werke, vor allem aus dem russischen Bereich.

Pfarrer Müller nannte in seiner Predigt die Ikonen „die Fenster der Ewigkeit“. Wir schauen durch sie in die Welt Gottes und der Heiligen und umgekehrt: die Ewigkeit blickt uns an, zielt auf uns und läßt uns irgendwie nicht mehr los. Wir ordnen uns in die Prozession der Engel und der Heiligen, der Märtyrer und der Bekenner ein. Es ist die Prozession auf den holprigen und stolprigen Straßen dieser Welt, die jedoch unter den Stolpersteinen und Schlaglöchern die Via sacra ist, so wie für Christus der Kreuzweg schließlich zur Via triumphalis wurde – frohlockend dargestellt auf der Ikone von der Höllenfahrt des Erlösers, dem eigentlichen Osterbild der Ostkirche.

Die Tagung verkündete den Teilnehmern das Evangelium in Farbe und Form und strahlte in der Akademie etwas vom Glanz der Ewigkeit wider.

ikone

**farbige feste
auf finsternisse
gemalt**

**meer –
die immer bewegte
ikone des lichts.**

Kurt Marti

Russische Literatur

Zugänge zum Verstehen

Offene Tagung

30. Mai bis 1. Juni
Weingarten
154 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr, Stuttgart
Rainer Öhlschläger, Weingarten

Referenten:

Dr. Dr. Assen Ignatow, Köln
Professor Dr. Lew Kopelew, Köln
Raissa Orlow-Kopelew, Köln
Professor Dr. Siegfried Rother, Weingarten

Schwäbische Zeitung vom 3. Juni 1986

Versuch eines Brückenschlags zwischen zwei Welten

„Russische Literatur – Zugänge zum Verstehen“, das war das Thema einer Tagung, die am Wochenende in Weingarten in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart stattgefunden hat. Namhafte Fachleute widmeten sich in Referaten ausgewählten Fragen, wie dem „Atheismusproblem in der russischen Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts“, „Religiösen Gestalten im Werk Dostojewskis“ oder dem „Russischen Roman der Gegenwart“. Daß sich die „Zugänge zum Verstehen“ keineswegs auf die russische Literatur beschränkten, dazu trug vor allem der abschließende Vortrag von Professor Dr. Lew Kopelew bei, der die russisch-deutschen Beziehungen durch die Jahrhunderte aus vor allem geistesgeschichtlicher Richtung erläuterte.

„West-östliche Spiegelungen“, so nannte Kopelew sein Referat, das die vielschichtigen Wechselbeziehungen zwischen russischer und deutscher Geistesgeschichte den zahlreichen Tagungsteilnehmern verdeutlichte. Ein besonderes Anliegen war es Kopelew, auf die Eigenständigkeit der „geistigen Verbindungen“ hinzuweisen, die nichts mit den staatspoliti-

schen Verbindungen zu tun haben, beziehungsweise denen oft entgegengesetzt sind.

Zweifellos bestimmen diese staatspolitischen Verbindungen die russisch-deutschen Beziehungen der Gegenwart. Daß dem aber nicht immer so war, konnte Kopelew in seinem von fundiertem Wissen geprägten Vortrag nachweisen. Schon im 16. und 17. Jahrhundert sind in Deutschland einige Bücher erschienen, die sich mit Leben und Alltag in Rußland beschäftigt haben. Vor allem aber Leibniz – „der Vorläufer der Aufklärung in Europa“ – habe großes Interesse für den östlichen Nachbarn entwickelt und in der Folge Peter den Großen in vielerlei Hinsicht beraten. Als weiteres Beispiel führte Kopelew Gottsched an, der die geistigen Verbindungen zwischen Deutschland und Rußland intensiviert habe.

Zwar seien die staatspolitischen Verhältnisse einem geistigen Austausch nicht immer dienlich gewesen, andererseits hätten aber auch geistige Verbindungen eben diese staatspolitischen Verhältnisse beeinflußt. So habe etwa Zar Peter III. – „ein Anbeter von Friedrich dem Großen“ – die gegen Berlin gewandte Front „umgedreht“ und gegen die vormalig verbündeten Österreicher gewandt.

Die Blütezeit der deutsch-russischen Beziehungen hat nach Kopelew Ende des 18. Jahrhunderts bestanden, und noch Anfang des 19. Jahrhunderts habe es bei deutschen Dichtern „eine euphorische Zuneigung zu Rußland“ gegeben. Erst ab der Mitte dieses Jahrhunderts gehen die geistigen und die staatspolitischen Entwicklungen immer deutlicher verschiedene Wege.

Das 20. Jahrhundert bezeichnete Kopelew als die Zeit der „bittersten Erfahrungen und schwersten Prüfungen“ für das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland. Aber noch nach dem Ersten Weltkrieg und „während der Hitlerei glaubten wir in Rußland, daß es ein anderes Deutschland, daß es eine Verbindung gibt“. Erst der Zweite Weltkrieg habe in Rußland eine Welle von Mißtrauen und Haß erzeugt. „Die Vorurteile sollen tolerantem Verständnis weichen“, appellierte Kopelew abschließend. Wahrheit und Toleranz seien notwendig, um zu einer „geistigen Kameradschaft“ zu kommen.

Daß es an „Wahrheit und Toleranz“ nicht unbedingt mangelt – daß es aber hierüber auch sehr verschiedene Vorstellungen gibt –, wurde in der anschließenden Aussprache deutlich. Da bekundete ein Gesprächsteilnehmer seine Vorstellung von Wahrheit: der Marxismus sei es doch wohl, der die Verbindungen erschwere. Um konkrete Arbeit der Verständigung ging es einer anderen Teilnehmerin: Sie erwähnte eine Initiative, nach der Städtepartnerschaften zwischen Ost und West aufgebaut werden sollen, und spielte dabei auf einen Punkt an, der im Vortrag Kopelews notgedrungen zu kurz kommen mußte: die Verbindungen zwischen den „kleinen Leuten“, die neben allen staatspolitischen und gelehrten Verknüpfungen eben auch verbindende Politik darstellen. (jw)

Positionen auf dem Prüfstand

Brücken über die Vergangenheit

26. September
Stuttgart-Hohenheim
90 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Rainer Öhlschläger

Referent:
Professor Dr. Wladyslaw Bartoszewski,
Warschau/München

Gesprächspartner:
Reinhold Lehmann, Bad Homburg
Josef Riedmiller, München

*Schriftliches Grußwort des Bischofs von
Rottenburg-Stuttgart:*

Sehr geehrte Damen und Herren!

In einer Woche, am 5. Oktober 1986, wird Wladyslaw Bartoszewski in Frankfurt den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels entgegennehmen. Damit wird ein katholischer Publizist geehrt, der immer seinem Gewissen folgte. Bartoszewskis Idee ist ebenso einfach wie überzeugend, das heißt durch das Zeugnis seines Lebens gedeckt: „Es lohnt sich, anständig zu sein.“ Trotz seiner bitteren Erfahrungen kann er ohne Haß seine Friedensbotschaft verkünden, daß nämlich der Mensch frei ist, das Gute zu tun.

Bartoszewski gehört zu den Persönlichkeiten, die in Polen und Deutschland die Verständigung beider Völker und auch der Kirchen vorbereiteten. In Polen hat er geschrieben, gesprochen, dafür geworben, die Deutschen in einem neuen Licht zu sehen, die neuen Deutschen, vor allem die junge deutsche Generation, die er in zahlreichen Begegnungen erlebt hat. Bartoszewski glaubt an die einfachen, an



Die Tagung ist dokumentiert und als MATERIALIEN 8/1986 bei der Akademie zu beziehen.

die unscheinbaren Menschen, die den Weg zur Versöhnung ebnen.

So kann er schreiben: „Im 21. Jahrhundert oder nachher wird man vielleicht nachlesen, daß es oft die ganz einfachen Menschen waren, schlichte Ordensschwwestern, kleine Bauern, ganz gewöhnliche Menschen ohne herausragende Bildung, die das Richtige getan haben. Das sind die Menschen, auf denen die Gesellschaft in unseren beiden Ländern aufbaut. So wie die Juden sagen, daß es jeden Tag einen Gerechten geben muß, damit die Welt sich weiterdreht. Es muß nicht nur einen geben, sondern ganze Gruppen, die instinktiv das tun, was sie als richtig erkannt haben. Das ist Friedensarbeit.“

Bartoszewski ist sich in seinem Leben treu geblieben. Er hat den Mut aufgebracht, gegen den Strom zu schwimmen, auch wenn er dies mit dem Entzug der äußeren Freiheit, mit Gefängnisstrafen bezahlen mußte. Reinhold Lehmann schreibt in seinem Nachwort zu dem Buch „Herbst der Hoffnungen“ mit Recht, daß zu solch einem Leben Vertrauen gehört, Vertrauen in Gottes Hand, Vertrauen in einen Gott, der nach dem Evangelium die Liebe ist.

Es freut mich sehr, Wladyslaw Bartoszewski am 26. September als Gast der Akademie in unserer Diözese willkommen heißen zu können. Ich begrüße damit keinen Unbekannten. Mehrfach nahm er in den vergangenen Jahren Einladungen nach Hohenheim und Weingarten an, um seine Position mit Leidenschaft und Herzlichkeit vorzustellen. Sie werden erneut erleben, daß für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels in diesem Jahr eine ausgezeichnete Wahl getroffen wurde, und ich möchte nicht verhehlen, daß auch ich zu denen gehöre, die seine Nominierung unterstützt hatten.

Als Bartoszewski nach zahlreichen Protesten aus aller Welt am 19. April 1982 aus der Internierung entlassen wurde, bemerkte der polnische Innenminister: „Sie haben seltsame, merkwürdige Freunde in der Welt, Herr Bartoszewski.“ Darauf Bartoszewski: „Ja, Herr Minister, auch Bischöfe und Rabbiner...“. Es ist schon merkwürdig, bemerkenswert und froh stimmend, daß dieser katholische Pole, dessen Leben von seiner Lagerhaft in Auschwitz bestimmt ist, auch viele Deutsche zu seinen Freunden zählen darf.

Ich grüße Sie, lieber Herr Bartoszewski, alle Teilnehmer der Tagung und wünsche ihr einen guten Verlauf.

Ihr
Bischof Dr. Georg Moser

Auszug aus dem Antwortschreiben Bartoszewskis an den Bischof:

Mit Recht haben Sie in Ihrer Grußbotschaft darauf hingewiesen, daß ich mehrfach in den vergangenen Jahren Einladungen nach Hohenheim und Weingarten angenommen habe, um meine Position darzustellen. Ich muß sagen, daß ich mich in besonderer Weise gerade in den Begegnungs- und Bildungsstätten Ihrer Diözese so wohlfühlt habe. Vielleicht liegt das vor allem auch an dem Schuß schwäbischer Liberalität und damit liberaler Katholizität und an den freiheitlichen Gedankengängen, die auch Ihr unvergeßlicher Dichter Ludwig Uhland mit so großer Bewegung gegenüber meinem Volk im 19. Jahrhundert bekundet hat.



Bild: KNA

Aus der Einführung von Rainer Öhlschläger:

Ganz bescheiden muten Bartoszewskis Prinzipien an, für jeden einsehbar, wenn auch oft schwer nachvollziehbar: Es lohnt sich, anständig zu sein. Freilich wollte er aus den Gefängnissen raus in die Freiheit – aber noch wichtiger war ihm, bei der Heimkehr der Frau, den Kindern, den Freunden noch in die Augen sehen zu können. Es kommt auf den Weg an und wie man diesen geht. Für hohe, ideologisierte Ziele sind Völker verblutet! (In diesem Denken gleicht er Lew Kopelew, Friedenspreisträger 1981, der zu denen gehörte, die Bartoszewski zu diesem Preis vorschlugen.)

Bartoszewski, der mit dem Einsatz seines Lebens und seiner Existenz Widerstand gegen totalitäre Anmaßung leistete, hat für uns, die wir manchmal das Privileg der politischen Freiheit als selbstverständlich hinnehmen, oder die Verantwortung zur Freiheit gering achten, seine Botschaft bereit: Es kommt auf die innere Freiheit an, die zum täglichen Widersagen gegen aufkommende Ungerechtigkeit befähigt. Warum gibt es für diese Haltung keinen guten deutschen Begriff? Gemeint ist Zivilcourage: Bürgermut. Man braucht sie gegen die ewig Gestrigen, die Dummen. Sie hat einen Sinn: damit Auschwitz in den Köpfen der Menschen nie mehr entstehen kann.

Auschwitz – dieser Ort des Schreckens ist der Ausgangspunkt des Denkens und Handelns Bartoszewskis: seine Erfahrung. Nicht Rachegeanken sind zurückgeblieben, sondern seine Energie, wegen Auschwitz Versöhnung zu stiften.

Für mich gehört es zu den unvergeßbaren Momenten, als ich 1972 zum ersten Mal in Auschwitz war. Wie man sich dabei als junger Deutscher fühlt, brauche ich nicht zu sagen. Meine Beklemmung wuchs, als unserer Gruppe angekündigt wurde, ein ehemaliger Häftling würde zu uns stoßen. Wir lernten Bartoszewski kennen, er umarmte uns mit gespielter Herzlichkeit.

Bartoszewski erzählt in seinem Buch „Herbst der Hoffnungen“ von einem Gespräch mit Heinrich Böll, in dem ihm dieser von seinem ersten Polenbesuch berichtete: „Ich wollte“, so Böll „endgültig eine Ohrfeige bekommen, aber niemand hat mich geohrfeigt. Alle waren freundlich.“

Auschwitz war der Anlaß – unvergeßbar – Bartoszewski dachte an die Zukunft:

An die Verständigung zwischen Deutschen und Polen, an das Verhältnis beider Kirchen, an die Zukunft eines freien und friedlichen Europas.

Als Anfang der achtziger Jahre in der Bundesrepublik Deutschland eine beispiellose Hilfs- und Solidaritätsaktion für die polnischen Menschen und für die Inhaftierten lief, dann war dies nur möglich, weil der rachefreie Geist der Bartoszewskis gezündet hatte.

So wie heute Bartoszewski in aller Welt die seltsamsten Freunde hat, so sind durch sein Beispiel Freundschaften zwischen Ost und West entstanden. Dies sind die besten Brücken über die Vergangenheit.“

Hinweis auf eine Neuerscheinung:

Gerhard Höver, Rainer Öhlschläger, Heinz Theo Risse, Heinz Tiefenbacher (Hrsg.), Die Würde des Menschen. Die theologisch-anthropologischen Grundlagen der Lehre Papst Johannes Paul II., Mainz/München (Kaiser-Grüne-wald-Verlag) 1986.

Diese Publikation dokumentiert die Beiträge eines deutsch-polnischen Symposiums zum gleichen Titel, das im Oktober 1984 unter der Schirmherrschaft von Cardinal Macharski und Bischof Moser in Stuttgart stattfand.



Roland Peter Litzenberger: Lk 15, 20

Symposium zum Denken René Girards

Wissenschaftliche Studientagung
mit persönlicher Teilnahme René Girard

25. – 27. September
Stuttgart-Hohenheim
34 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr
Professor Dr. Raymund Schwager S. J., Innsbruck
Professor Dr. Konrad Thomas, Göttingen

Referenten:
Professor Dr. Terrell Butler, Provo, Utah/USA
Professor Dr. Gunter Gebauer, Berlin
Professor Dr. Raymund Schwager S. J., Innsbruck
Professor Dr. Konrad Thomas, Göttingen
Professor Dr. Christoph Wulf, Berlin

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. Oktober 1986:

Das Ende der Gewalt

Die religiöse Anthropologie des Franzosen René Girard

Das Märchen 'Rumpelstilzchen' hat eine Pointe, die schlicht veranschaulichen kann, was metaphysisches Denken will: Zur Sicherheit meines Daseins muß ich wissen, was es mit dem Geschehen, das mich angeht, auf sich hat. Ich muß den richtigen Namen wissen. Das mag mir zwar unerreichbar sein, aber das Fragen danach kann ich zur wichtigsten Kunst meines Lebens entwickeln. Dazu verhilft mir die Überzeugung, es könne – wie es am Anfang der Geschichte der Metaphysik im griechischen Denken gefaßt wurde – nichts geben, was nicht gedacht werden könne, und was gedacht werden könne, das gebe es auch.

Vom Boden dieser Überzeugung ist die Philosophie seither kaum jemals abgewichen, ob sie nun meinte, die Metaphysik zermalmen zu können, wie etwa in der Zeit der Aufklärung, ob sie sich zutraute, die Metaphysik zu überwinden, wie in der Ausmessung des Weges von Nietzsche zu Heidegger, oder ob sie es sich leistete, nicht mehr zu wissen, was Metaphysik ist, wie zum Beispiel die Frankfurter Schule bis derzeit auf Habermas.

Die treueste Helferin beim Unternehmen, die Ausschaltung metaphysischer Fragen durch Vergessen dessen, was Metaphysik ist, zu betreiben, ist die Wissenschaft, und sie ist bei ihrer Hilfeleistung in der Moderne ungemein effizient geworden. Das hat freilich auch dazu geführt, daß in ihren verschiedenen Disziplinen das Bedürfnis wach wurde, wissenschaftliche Ergebnisse auch aus entlegenen Fächern in einem Blick so zusammenzunehmen, daß man vermeinen kann zu sehen, was es mit all dem auf sich hat. Der französische, in Amerika an der Stanford-Universität lehrende Literaturwissenschaftler René Girard ist der jüngste in einer Reihe wirkungsvoller Zusammen-Denker, wie wir sie in Deutschland mit Ernst Haekel

oder Oswald Spengler kannten. Metaphysik in ihrem naivsten Anspruch konstituiert sich bei ihnen als Aussage-Programm der Wissenschaft. Mit dem Schlüssel für das verfügbare Wissen vermag ich mir einen Königsweg zum Verständnis der Welt aufzuschließen.

Girard, der 1923 in Avignon geboren wurde, ist bisher in Deutschland vergleichsweise wenig rezipiert worden. Von seinen Büchern ist bisher nur eines – 'Des choses cachees depuis la fondation du monde' (1978), unvollständig unter dem Titel 'Das Ende der Gewalt' (Herder-Verlag) – übersetzt worden. Das sechs Jahre früher (1972) erschienene Buch 'La violence et le sacre' (Die Gewalt und das Heilige), das seither der Ruf eines Hauptwerks umschwebt, kennen deutsche Leser nur selten, und dasselbe gilt für das bei Freunden Girards viel zitierte Werk 'Le bouc emissaire' (Der Sündenbock) von 1982. In der angelsächsischen Welt, aber auch in Frankreich oder etwa in den Niederlanden ist die Rezeption erstaunlich. Die Literatur über Girard ist bereits nennenswert, und als sich jetzt in Deutschland, in der Katholischen Akademie des Bistums Rottenburg in Hohenheim, ein stattliches Symposium zusammenfand, um in Anwesenheit des anderswo berühmten Mannes Aspekte seines Werks zu diskutieren, befanden sich unter den Teilnehmern vier Holländer: einer davon Philosoph, die anderen Theologen, von denen wiederum zwei als Protestanten in Irland arbeiten. Beide versicherten nachdrücklich, daß ihnen das Denken Girards wichtig sei in ihrem Bemühen, Katholiken und Protestanten in Irland über den Ursprung der Gewalt, der sie über ihre Gegensätze verfallen seien, aufzuklären und ihnen zu helfen, aus dem Teufelskreis der Konfrontation auszurechnen. Auch im deutschsprachigen Raum sind es zunächst Theologen – allen voran der Innsbrucker Raymond Schwager und der Frankfurter Norbert Lohfink -, die sich um das Werk Girards bemühen. Die Rottenburger Tagung vermochte indes, das Gespräch interdisziplinär zu entfalten: Konrad Thomas aus Göttingen, Christoph Wulf und Gunter Gebauer aus Berlin vertraten die Fächer Psychologie, Soziologie und Pädagogik, und mit dem in Provo (Utah) lehrenden Amerikaner Terrel Butler war auch die Literaturwissenschaft, die ursprüngliche Domäne des Meisters, vertreten.

Dabei dürfte Girard einem größeren Kreis in Deutschland zunächst aufgrund seiner Beiträge zur Ethnologie bekannt geworden sein. Der hoch angesehene Züricher Altertumswissenschaftler Walter Burkert hatte sich schon vor Jahren – etwa in seinem Essay 'Anthropologie des religiösen Opfers' – mit dem Werk des Franzosen auseinandergesetzt. Darin verschränken sich die Einsichten disparater Wissenschaften freilich auf eine Weise, die nicht jedem Famulus und auch nicht jedem Gelehrten einleuchtet. Die erste Frage, von der aus man in dieses Werk eindringen kann, könnte der Entstehung größerer menschlicher Gemeinschaften und der wichtigsten Bedingung ihrer Stabilität gelten.

Girard lehnt Theorien, die rationale Entstehungsmodelle favorisieren – ein Beispiel für alle: der 'Gesellschaftsvertrag' –, als romantische Illusionen ab und betrachtet den Menschen als ein Wesen, das den anderen Menschen zunächst als Wolf begegnet. In der Untersuchung ältester Gewohnheiten in Stämmen der Kulturgemeinschaften entdeckt er nun bei allen Unterschieden immer dieselben Grundmuster eines Verhaltens, das von den Griechen bis zu den primitivsten Völkern allen gemeinsam zu sein schien. Zwar trat es unterschiedlich auf, aber hier war der Literaturwissenschaftler stets Interpret genug, um allemal dieselbe zugrundeliegende Struktur nachweisen zu können: Die Gruppe konsolidiert sich und befriedet ihr Aggressionspotential durch Ausstoßung eines Sündenbocks, durch den Mord an ihm und durch das Erlebnis der Gemeinschaft der Täter. Dieses Verbrechen schließt sie zusammen, und da der Zusammenschluß etwas Gutes ist, kann dem Sündenbock als Opfer nachträglich – und bei einiger Entwicklung jeweils schon vorher – die Bedeutung des Wesens zuerkannt werden, von dem das Gute kommt. Mit der Umwandlung zum Opfer geht die Institutionalisierung des Rituals einher, daß in diesen Gruppen der eine Pol ist, der in Spannung steht zu einem anderen Pol, dem Verbot. Was verboten ist, lebt im Ritual des Opfers auf. Was das Opfer beschreibt, ist die für die Gemeinschaft bedrohliche Extremsituation, die nur durch kollektives Übertreten des Verbots bewältigt werden konnte.

Wie aber kommt es zu solchen Extremsituationen, für die Girard als Grundvorgang 'Entdifferenzierung', die Aufhebung der sich in der Gemeinschaft als Leistungseinheit konstituierenden Unterschiede ausmacht? Wie kommt es zum Ausbruch von Konflikten in der Gemeinschaft, von Spannungen, die so groß werden, daß sie den Zusammenhalt gefährden? Um darauf eine Antwort zu geben, formuliert Girard nun gleichsam eine Naturkonstante für ein anthropologisches Modell. Jeder Mensch ist von Geburt an getrieben von einem Movens, das man als 'desir' bezeichnen kann. Dieses französische Wort wird bei deutschen Girard-Leuten gern mit 'Begierde' übersetzt. Das ist richtig, aber richtiger wäre es vielleicht, 'desir' mit 'Verlangen nach' wiederzugeben, denn auf diese Weise könnte das Immer-Bezogensein auf etwas stets mit zum Ausdruck gebracht sein. Dem Verlangen nach Nahrung, Liebe, dem Verlangen nach irgend etwas, was dem einzelnen zunächst und auch später immer wieder als Ziel seiner Wünsche gar nicht bekannt, gar nicht bewußt ist, genügt der Mensch durch Nachahmung – ein weiterer Hauptbegriff bei Girard: Mimesis.

Das Baby ahmt die Mutter, später auch den Vater nach; es ahmt besonders jede Begierde nach, die sich bei diesen Personen zeigt. Das menschliche Subjekt konstituiert sich als Individuum überhaupt erst über die in der Nachahmung gestaltete Entwicklung des Verlangens nach diesem oder jenem. Insofern

der Mensch diesem Motor seiner Lebenserhaltung und später Selbstverwirklichung unterworfen ist, scheint er in seinem Werden determiniert, aber das Verlangen nach, das im letzten nach dem Verlangen selbst verlangt, ist amorph. Erst in den Beispielen der Nachahmung, in der Unterschiedlichkeit der Nachahmungsverwirklichung kommt der Zufall des Lebens ins Spiel, der Beginn aller Differenzierungen, die das Normale unter den Menschen sind. Differenzierungen sind immer auch Kultivierungsleistungen des Verlangens nach. Die Gemeinschaft ist bedroht, wenn das 'desir' sich im Kollektiv ursprünglich zur Geltung bringt, die Menge mitreißt, zur weitgehenden Aufhebung von Differenzierungen fortschreitet und schließlich in Gewalttaten endet. Doch damit sind wir wieder bei Situationen, die durch das Zusammenspiel von Ritualen und Verboten im Zuge der Stabilisierung und Höherentwicklung von Gemeinschaften hatten domestiziert werden sollen.

All das scheint aus vielen Quellen gespeist – Nietzsche (Wille zur Macht), Freud (Totem und Tabu), Carl Schmitt (Freund-Feind), um nur diese zu nennen -, und es hätte damit sein Bewenden haben können, wenn Girard als Literaturwissenschaftler, als gründlicher und kritischer Leser etwa von Durkheim, als kritischer und kreativer Leser von Levi-Strauss sich darauf beschränkt hätte, die unzähligen Topoi der Weltliteratur als Ausformungen solcher Muster zu erkennen, in Beziehung zueinander zu setzen und auszudeuten. Aber Girard hat mehr getan. Er hat im Material besonderes Material und in der Entwicklung jene Sonderentwicklung entdeckt. Die jüdisch-christliche Religion – ob nun Offenbarungsreligion oder nicht – zeichnet sich dadurch aus, daß sie in der Kulturleistung der Differenzierung in der Nachahmung sich zum Opfer begibt und beginnt, die Bedingungen des Zusammenlebens aus der Perspektive des zum Sündenbock, zum Opfer Bestimmten zu denken. Nicht mehr die Linie: Verlangen nach – Mimesis – Rivalität angesichts des gemeinsamen Ziels des Verlangens – Konflikt soll naturgesetzlich sein. Die jüdisch-christliche Religion bietet mit ihrem intellektuellen Potential die Chance, diesen starren Ablauf zu durchbrechen und die Tendenz der Nachahmung gewissermaßen umzukehren: Die Gemeinschaft scharft sich um das Opfer. Gelänge dieses durchweg unter den Menschen, wäre das das Ende der Gewalt.

Das Symposium war weit davon entfernt, Freunden Girards einen Weg ins Sektierertum anzubieten. Das hätte auch Girards gelassene Herzlichkeit, mit der er die Diskussionen verfolgte und immer wieder eingriff, nicht zugelassen. Im Zusammen-Denken disparater Kenntnisse sieht man vieles neu. Welche Zuversicht einer darauf gewinnt, daß dieses Neue ein umfassendes Wissen darstellt, ist ihm selbst überlassen. Und viele Probleme der Metaphysik hält man sich tatsächlich dadurch vom Hals, daß man nicht über sie redet. (Jürgen Busche)

Gewalt und Selbstzerstörung

Weiß Religion einen Ausweg?

27. – 28. September
Stuttgart-Hohenheim
86 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Professor Dr. René Girard, California
Professor Dr. Norbert Lohfink S. J., Frankfurt
Professor Dr. Raymund Schwager S. J., Innsbruck

Das wissenschaftliche Symposium, über das die Frankfurter Allgemeine Zeitung berichtete, mündete in eine Offene Tagung. Nachdem der Innsbrucker Dogmatiker Prof. Dr. Raymund Schwager S. J. und der Frankfurter Alttestamentler Prof. Norbert Lohfink S. J. Grundlinien des Werks von René Girard dargestellt und in die Theologie hinein ausgezogen hatten, sprach Girard selbst über die Rolle, die die Nachahmung (Mimesis) und der Mechanismus des stellvertretenden Opfers im Neuen Testament, vor allem in den Evangelien spielen. Als charmanter Franzose, der er geblieben ist, umwarb er zu Beginn seiner Ausführungen die Tagungsteilnehmer mit diesen Worten:

„Zum ersten Mal in meinem Leben spreche ich deutsch, in einer deutschen Akademie, vor einem deutschsprachigen Publikum. Ist das nicht außergewöhnlich? So außergewöhnlich, daß Sie wahrscheinlich kaum die Laute verstehen, die aus meinem Mund kommen. Wenn Sie mich verstehen, so ist dies wie ein Wunder. Ein Verdienst hat dabei Raymund Schwager. Dieser liebe Freund besorgte die Übersetzung meines Textes, und ich glaubte, ich sei fähig, den Rest zu machen. Er glaubt, ich könne mich Ihnen in der Sprache von Goethe, Kant und Hegel verständlich machen. Ich hoffe, ich werde seinen Optimismus nicht enttäuschen. Ich fühle mich umso befangener, deutsch zu sprechen, als all das, was ich sagen werde, Pater Schwager

auch könnte. Es gibt aber etwas, das ich sagen kann, und das er aufgrund seiner Bescheidenheit nie aussprechen würde: die große Rolle, die er beim Vorbereiten unserer Zusammenkunft gespielt hat, und die Anerkennung, die ich für ihn habe.

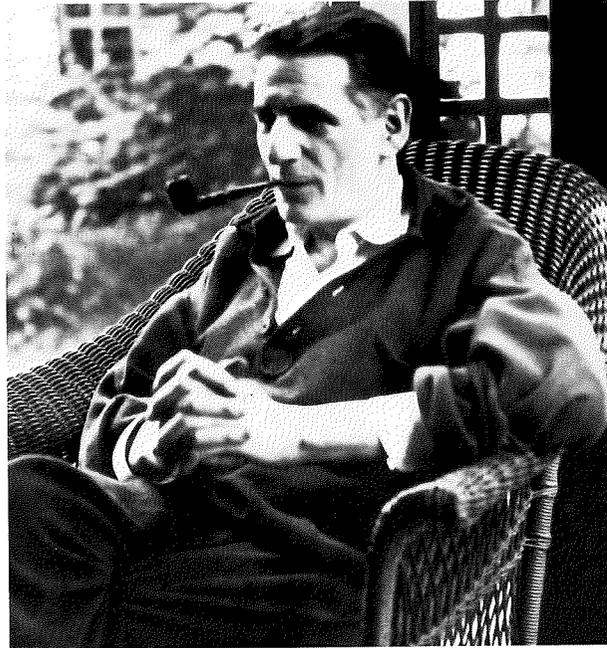
Ich fühle mich wie ein Kind, das eben geboren wurde. Ich bedauere, daß ich nicht eine zweite Jugend vor mir habe, die ich der deutschen Sprache und der deutschen Kultur widmen würde. Für Franzosen, die sich für's Denken der Menschheit interessieren, ist die deutsche Kultur sehr wichtig. Wir schätzen sie sehr hoch, weil sie die Frucht zweier Tugenden darstellt, die wir vor allem bewundern. Von der ersten glauben wir, sie auch selber zu haben, nämlich die intellektuelle Beweglichkeit, die Fähigkeit, Komplexes zu überblicken. Die zweite fehlt uns leider oft, die Beharrlichkeit und Beständigkeit in der Forschung ..."

Die Dienstagsredaktion des Süddeutschen Rundfunks vom 16. Dezember 1986 hatte Hildegard Lüning dem Thema „Vom Ende der Gewalt: Brauchen wir einen Sündenbock?“ gewidmet. Aus Tagungsmitschnitten ihres Kollegen Klaus Hofmeister und einem kommentierenden Gespräch mit Norbert Lohfink gelang ihr eine vorzügliche Einführung ins Denken Rene Girards (auf Tonkassette zu beziehen: Evangelische Medienzentrale, Theodor-Heuss-Straße 23, 7000 Stuttgart 1).



DAS FRAGEN
IST DIE FRÖMMIGKEIT
DES DENKENS

Martin Heidegger



Hermann Broch

01.11.1886 – 30.05.1951

Internationales interdisziplinäres Symposium

30. Oktober – 2. November
Stuttgart-Hohenheim
54 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Michael Kessler
Professor Dr. Paul Michael Lützelner

44 Referenten

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 5. November 1986

Tragische Größe

Das Hermann Broch-Symposium in Stuttgart

Von Routine-Kongreß oder Kongreß-Routine kaum eine Spur: in Atmosphäre, Ablauf und Ertrag darf das Symposium über Hermann Broch, das aus Anlaß des hundertsten Geburtstags des gelehrten Poeten an der Katholischen Akademie im Stuttgarter Universitätsvorort Hohenheim stattfand, durchaus als angenehm und respektabel, ja als gelungen bezeichnet werden. Gewiß, ein hohes Maß an geistiger Geduld, intellektuellem Steh- und konzentriertem Sitzvermögen verlangten die über vierzig Vorträge an knapp vier Tagen den Zuhörern ab: etwas weniger wäre, wie so oft, entschieden mehr gewesen. Aber was sollten die Veranstalter tun? Wider alle Erfahrung hatten fast alle der angeschriebenen Wissenschaftler ihre Teilnahme zugesagt und ihre Referate angekündigt – und angekommen am Ort der Tagung waren sie dann nahezu vollzählig auch. Von weither überdies: aus Japan etwa, um über das „Seelenproblem“, aus der Türkei, um über den „Weg zur Erkenntnis“, aus Israel, um über „Ethnische Bewußtseinsverschiebungen“, aus Norwegen, um über die „Frage einer Kulturerneuerung“, und aus Ungarn, um über den „Gehalt der Philosophie“ des Dichters und Denkers Hermann Broch zu referieren – ganz zu schweigen von den Beiträgern aus den Stammländern der Broch-Forschung, aus Frankreich also, den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik Deutschland. Nur die Österreicher machten sich rar. Genauer gesagt: die Wiener Germanisten fehlten ganz. Dies freilich nimmt weiter wunder nicht, ist Hermann Broch doch in Wien geboren und hat dort bis zu seiner Emigration im Jahre 1938 mehrteils auch gewohnt und gearbeitet. Hermann Broch de Rothermann, der in New York lebende Sohn des Dichters, fand denn also in der bei einem kleinen Festakt extemporierten Rede auf den Vater wieder einmal die These aufs trefflichste bestätigt, daß der Prophet nichts gelte im eigenen Land. Die Mißachtung Brochs durch Österreich und Wien ist indes schon mehr als ein Ärgernis, sie ist ein Skandal. Wohl auch, um dies zu bekunden, waren die gelehrten Interpreten seines Werks so zahlreich in Stuttgart erschienen. Jedem Dichter aber die Deuter, die er verdient. Und Broch hat verdienstvolle Deuter gefunden während dieses Symposiums: kaum eine seiner Schriften, die nicht erwähnt, kaum eines seiner Werke, das nicht zitiert wurde. Als etwa Ernestine Schlant (Montclair) das Filmskript „Das unbekannte X“ nach dem 1933 entstandenen Roman „Die unbekannte Größe“ und Ernst Schürer (Pennsylvania) gar die Komödie „Aus der Luft gegriffen“ (1934) durch ihre Interpretationen in nahezu klassische Gefilde rückten, wunderte sich nicht nur ein Diskussionsredner darüber, daß Nebenwerke „auf einmal so groß

dastehen“. Die Exegese als mittelbare Verbeugung vor dem Dichter war mithin den Broch-Tagen keineswegs fremd. Aber sie beherrschte den Geist dieses Kolloquiums nicht allein. Dafür sorgte, gleich zu Beginn, der Germanist Leo Kreutzer. „Die Schlafwandler, wiedergefunden“ lautete euphorisch der Untertitel des Vortrags, den er vor Monaten den Veranstaltern avisiert hatte – und den er nun revidieren mußte. Denn das Wiederlesen von Brochs Romantrilogie „Die Schlafwandler“ (1930 und 1932) hatte nicht zu neuer Begeisterung geführt. Im Gegenteil, vom „Verfallen einer Garantie“ sprach Kreutzer nun. Und meinte damit jene bisweilen sehr angestrengte Verbindung von „Geschichtsphilosophie und Erzählen“, die Broch der Form des modernen Romans schuldig zu sein glaubte. Sie habe, so Kreutzer, dem Autor der „Schlafwandler“ letztlich zur „Produktion von Heilsgewißheit“ gedient, sei „die literarisch nicht überzeugende Pointe eines literarisch überzeugenden Werks“.

Kreutzers eher weltanschauliche Kritik führte der Augsburger Literaturwissenschaftler Helmut Koopmann philologisch weiter. Über „Brochs Romanhelden und Brochs Wertphilosophie“ dozierte er behutsam, genau – und mit einem recht skeptischen Resümee. Des Autors Theorie vom Zerfall der Werte, „ein Konglomerat höchst diffuser Gedankengänge“, das „mythische Geschichtsziel der Romane“, die zugleich „Kosmogonie“ sein wollen und von ihren Figuren den „Ausgleich von Absolutheitsanspruch und Relativitätswissen“ erwarten, kurz, die „demiurgischen“, welterschöpfenden Momente von Brochs Erzählethik: sie hätten sich in den „Schlafwandlern“ ebenso wie im Fragment gebliebenen Roman „Die Verzauberung“ als ästhetisch uneinlösbar erwiesen.

Schon auffallend, daß mit Ausnahme zweier Vorträge, die sich indes nur Teilaspekten widmeten, die Referenten den Zugang zu Brochs literarischem opus magnum, zum 1945 publizierten Roman „Der Tod des Vergil“, scheuten. Auf diese Weise vermied man auch, über das Grundproblem des Erzählers Broch eingehender nachzudenken. Nicht in seinem Vortrag, sondern in einer, der durch die rasch wachsende Zeitnot leider immer spärlicher werdenden Diskussionen benannte es Kreutzer sehr exakt: „Broch war ein wundervoller Erzähler, aber auch einer, der sich durch seine eigenen Ansprüche im Wege stand“. Sein größter Anspruch, seine vielleicht gar tragische Größe, bestand wohl darin, das Vorbild James Joyce und den Urroman der Moderne, den „Ulysses“, erreichen und übertreffen zu wollen. Und dieses Buch, das Broch selbst durch die Charakterisierung „Welt-Alltag der Epoche“ in noch größere Höhen rückte, war als Maßstab des eigenen Schreibens, so wiederum Kreutzer, durchaus „fatal“. Auf Dauer fatal, so darf man hinzufügen, wäre es für die Broch-Forschung, den wohl schmerzlichen Vergleich etwa des „Tods des Vergil“ mit dem „Ulysses“ zu vermeiden.

Vergleiche mit den Romanen Thomas Manns wurden dagegen recht häufig gezogen, überwiegend allerdings in beschreibender, nicht in wertender Absicht. Hartmut Reinhardt (Trier) stellte, den Motivkreis von Traum und Schlaf betonend, erhellende Bezüge zwischen den „Schlafwandlern“ und dem „Zauberberg“ her, Theodore Ziolkowski (Princeton) wartete mit einigen überraschenden Analogien zwischen dem „Tod des Vergil“ und „Lotte in Weimar“ auf, Götz Wienold (Konstanz) versuchte, Momente des geheimen „Dialogs“ zwischen Brochs Vergil und Thomas Manns „Doktor Faustus“ hörbar zu machen.

Den Voraussetzungen und den Grundlagen von Brochs literarischen Arbeiten widmeten sich die Referate von Walter Hinderer (Princeton) und Richard Brinkmann (Tübingen). Hinderers Beitrag über den Mythos als „Urform der Erkenntnis“ vermochte den Nachweis zu erbringen, daß Brochs ästhetische Reflexionen nicht nur theoretisch in die Nähe von Horkheimers und Adornos „Dialektik der Aufklärung“ weisen, sondern daß auch die gelegentlich als irrational gebrandmarkten Sprachemphasen dieses Dichters dem Reich der Vernunft zu-, ja untergeordnet bleiben.

Brochs Denken, so hingegen Brinkmanns zunächst eher harsches Argument, zeige Züge des Eklektischen und schließe Dilettantisches fraglos ein. Im Verlauf seines Vortrags jedoch, der sich mit dem Symbol-Begriff befaßte, fand der Nestor der Broch-Forschung bemerkenswerte Ähnlichkeiten mit den Konzepten eines Novalis, eine Affinität zum „katholischen Symbolgebrauch“ also und zum „katholischen Sakramentalismus“ – er lieferte damit eine verblüffende Pointe zur widersprüchlichen Ästhetik des jüdisch geborenen, katholisch getauften und protestantisch beigelegten Hermann Broch, der sich einmal apodiktisch ins literarische Stammbuch schrieb: „Katholizismusrest ausmerzen“.

Bei aller Bereitschaft zur Kritik, bisweilen gar zum Verdikt: offenkundig wurde bei der Stuttgarter Tagung die Substanz eines auch im Umfang beachtlichen Gesamtwerks, das der rastlose Autor in wenig mehr als zwei Jahrzehnten schuf. Brochs Problematik, das Infragestellen der Kunst durch den Künstler selbst, sei, so Victor Zmegac (Zagreb), aktueller denn je. Und die Aktualität gerade der theoretischen Schriften, der Arbeiten Brochs also zu „Ethik und Religion“, zum Verhältnis von Totalitarismus und Demokratie, sein Eintreten für die Idee des Völkerbunds – sie finden im Referat von Dietmar Mieth (Tübingen), vor allem aber in den Beiträgen von Wolfgang Graf Vitzthum (Tübingen) und Harry Pross (Weiler) gebührende Würdigung.

Der Bedeutung des Werks kontrastiert dessen Wirkungslosigkeit. Weit hinter der von anderen klassischen Autoren der Moderne stehe die Wirkung Brochs, konstatierte Richard Brinkmann – und wiederholte damit aufs neue den Topos der Broch-Forschung schlechthin. Roderick Watt (Glasgow)

konnte dazu in einem erfrischend konkreten Referat Zahlen und Fakten beisteuern: er untersuchte die nicht eben zahlreichen Rezensionen, die Brochs Werke im Times Literary Supplement erfuhren, einer Zeitschrift also, die das Bild eines Autors im angelsächsischen Bereich nachhaltig zu prägen vermag. Hartmut Steinecke (Paderborn) konnte in einem vorläufigen Überblick über Brochs Wirkung bei der literarischen Kritik und der Wissenschaft hierzulande immerhin nicht nur auf Leerstellen verweisen – auf andere Dichter freilich beginnen die Werke Brochs erst in jüngster Zeit auszuüben – so auf Milan Kundera etwa und auch auf Thomas Bernhard.

Eine „unbekannte Größe“ ist Broch dennoch beileibe nicht mehr. Die Stuttgarter Tagung, kundig organisiert von Michael Kessler, darf selbst als Zeugnis dafür gelten. Möglich gemacht hat sie am Ende Paul Michael Lützeler, der durch die Werkausgabe in dreizehn Bänden und durch seine im vergangenen Jahr erschienene Biographie so etwas wie die Renaissance des Hermann Broch einzuleiten verstand. Was Wunder, wenn seine Arbeit während des Symposions manche Hommage erfuhr. (Jochen Hieber)

Stuttgarter Zeitung vom 5. November 1986

Im Gehege der Wissenschaft

Es gibt Dichter für Leser, und es gibt Dichter für Literaturwissenschaftler. Eine solche Zuordnung sagt nichts über die Qualität des Werkes aus. Hermann Broch nun ist ganz eindeutig der Dichter der Germanisten. Das gegenwärtige Lesepublikum, ohnehin beschäftigt, die rasante Produktion von Gegenwartsliteratur zu verdauen, hat für die voluminösen Romane mit ihrer Mischung aus Lyriismus und Mythologien keine Zeit. Aber auch die anderen universitären Disziplinen der Geisteswissenschaft, die Broch interessieren könnten, allen voran die Philosophie, kümmern sich nicht um ihn. Den Germanisten und Literaturwissenschaftlern aber, die immer etwas verlegen darüber sind, da sie es mit so etwas schlechterdings Erfreulichem und Lustvollem wie der Kunst und Dichtung zu tun haben, kommt der Philosophen-Poet gerade gelegen, der seine Werke selbst nach Deutungsmodellen konstruierte, der in seine philosophischen und kunsthistorischen Essays immer wieder selbst Deutungen einbaute und also Interpretierbarkeit und metaphysische Zuordnung als das Wesen seines Werkes zu erkennen gab.

Etwa vierzig Vortragende konnte daher die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart zusammenbringen, die in einem Marathonlauf an vier Tagen mit nur gelegentlichem Kurztreten und seltenen Atempausen ein Programm absolvierten, das Interpretationen des Werks anbot, seine historische Einordnung vornahm, Brochs Kunsttheorie, Philosophie und sein Verhältnis zur Religion untersuchte. Dieses Colloquium hatte die Katholische Akademie zum hundertsten Geburtstag des jüdischen Kaufmannssohns veranstaltet, der 1909 die weltanschauliche Krise, die alle Intellektuellen betraf, durch die Konversion zum katholischen Glauben zu lösen versuchte. Freilich war dies nicht nur eine religiöse Bekehrung; es war vor allem, wie Michael Steinberg, mit dreißig Jahren der jüngste und eigentlich kritischste Anhänger des Dichter-Philosophen, darlegte, der Versuch, in der Sprache des Katholizismus als Jude an der Totalität der österreichischen Kultur zu partizipieren. Bedauerlicherweise fiel gerade dieses Referat dem chronischen Zeitdruck dieser Veranstaltung zum Opfer, dessen These von der Nähe Brochs zum Max Weberschen Begriff des Parlamentarismus und der demokratischen Rationalität nicht diskutiert werden konnte. Während sonst alle Referate sich mit dem Broch der dreißiger Jahre beschäftigten, der die Krise der Avantgarde definiert, wandte sich Steinberg allein dem Broch der Nachkriegsjahre zu, der aus dem Versagen der Demokratie zu einem neuen Entwurf einer totalen Organisation zu gelangen suchte, die gleichwohl nicht totalitär sein durfte.

Offenbar wäre hier eine Rückwendung Brochs zu den Chancen der Ratio zu vermerken gewesen, die der Dichter in seinen früheren Jahren stets nur als das Movens des zivilisatorischen Zerfalls angesehen hatte. Auf diesen Kritiker der Modernität, der Zivilisation, der Zersetzung der Normen jedoch richtete sich die Aufmerksamkeit aller übrigen Referenten. An der Ausschließlichkeit, mit der sie sich dem früheren Broch zuwandten, zeigte sich die Zugehörigkeit selbst der installierten und beamteten Literaturwissenschaft zur Schicht der Intellektuellen. Ihre Probleme am Anfang des Jahrhunderts waren es vor allem, die diskutiert und sogar als die Probleme der Gegenwart aktualisiert wurden.

Was Broch unter immer neuen Perspektiven beschreibt, ist in der Tat die Funktion von Intellektualität in einer Welt des ökonomischen und technologischen Fortschritts. Helmut Koopmann aus Augsburg nannte Broch einen „von der Aufklärung enttäuschten Aufklärer“. Er sah in Brochs Romantrilogie „Die Schlafwandler“ von 1931/32 den Versuch, den Wertezersfall poetisch darzustellen. Die Relativierung der Werte unterliegt hier einem historischen Prozeß, der im Zeitalter des Wilhelminismus beginnt und sich in Brochs Gegenwart noch beschleunigt.

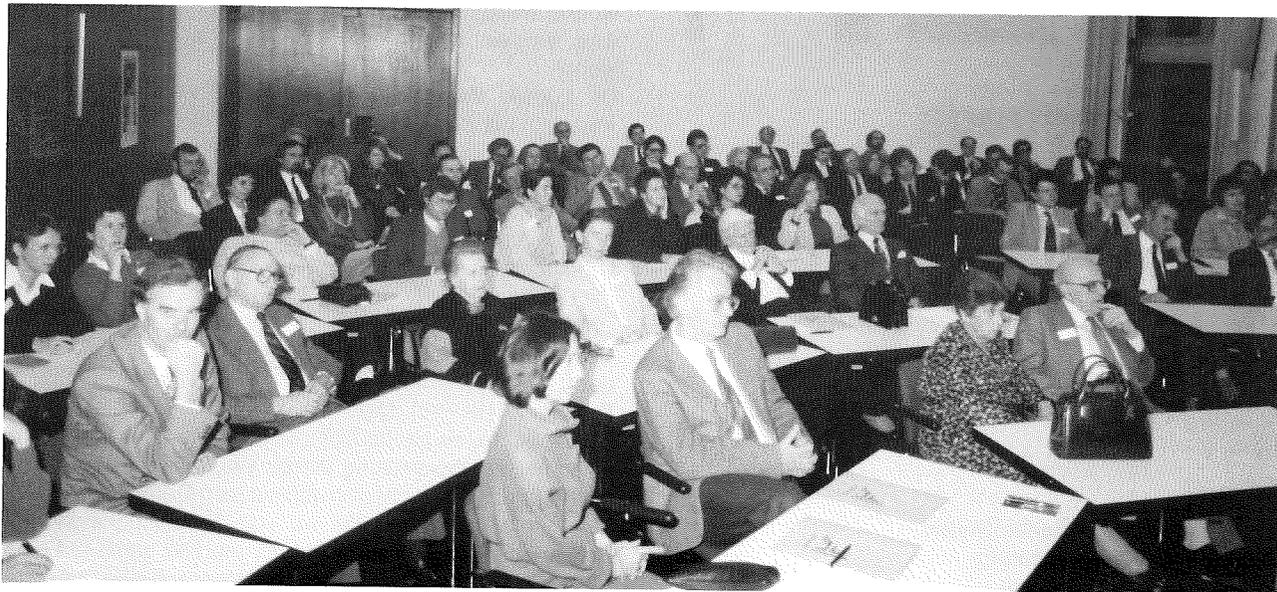
Für Broch ergibt sich daraus eine neue Aufgabe der Poesie. Sie hat nicht nur den Prozeß des Zerfalls darzustellen, sie muß ihn

auch steuern, indem sie ein neues Wertesystem entwirft. Broch befindet sich mit seinem Werk stets auf der Suche nach der verlorenen Totalität. Die Poesie hat also gegen den Intellektualismus einen neuen Mythos zu schaffen. Nicht nur Brochs Romane, auch Döblins „Berlin Alexanderplatz“ und Musils „Mann ohne Eigenschaften“ leiden unter diesem Problem. Die mythischen Passagen der Schlußkapitel in diesen Romanen sind selten überzeugend. Walter Hinderer zeigte in einem Referat über „die mythische Erbschaft der Dichtung“, daß auch in Adornos und Horkheimers „Dialektik der Aufklärung“ bei den Mythenforschern Cassirer und Kerenyi das problematische Verhältnis von Mythos und Logos vorgebildet sei.

Die Frage nach dem mythenstiftenden Vermögen der Poesie entfachte immerhin im Zeitengedrange der Vorträge eine eifrige Diskussion – und nicht zufällig. Kein Thema ist im Moment häufiger auf der Tagesordnung von Colloquien, Podiumsdiskussionen und im Programm wissenschaftlicher Verlage als das des Mythos. Nachdem die entschieden politischen Absichten der Studentenbewegung, so illusionär sie waren, ad absurdum geführt worden sind, richtet sich die hypochondrische Aufmerksamkeit der Intellektuellen auf alle Bereiche des Irrationalen. Jeglicher Verweis darauf wird mit dem pathetischen Begriff des Mythos etikettiert. Im Unter-

schied zu früheren Forschungen wird in der Gegenwart unter diesem Begriff alles und nichts gefaßt. Hier zumindest war auch Brochs mystische Sprache mitgemeint, die dann schließlich in einem Referat auch mit der Magie verwechselt wurde.

Durch einen Vortrag über „Brochs literarisches Werk aus postmoderner Sicht“ war endlich ein Dichter gewonnen, der uns offenbar etwas zu sagen hat. Vor allem Leo Kreutzer aus Hannover, dem Literatur immer ein „echtes Problem“ zu sein scheint, wog Broch ab nach seiner Postmodernität oder Nicht-Postmodernität. Zumindest hat er, so Kreutzer, schon früher in der Diskussion über den Mythos bei Broch eine Kritik an der Moderne geführt, die uns alle leiden macht, unsere Wünsche unterdrückt und eine Kultur des Irrationalen verhindere. In diesen Momenten der Diskussion kam, wenn auch nicht zugunsten der Erkenntnis, so doch zugunsten der Lebendigkeit, ein Stück Gegenwart und Betroffenheit in eine sonst wissenschaftlich sehr niveauvolle Veranstaltung. Solche Mischung aus Forschung und Engagement mochte genau das gewesen sein, was der Katholischen Akademie bei der Einladung der immerhin renommierten Gelehrten vorgeschwebt hatte. Doch trotz aller gelegentlichen Aktualisierung war Broch aus der Exklusivität des Wissenschaftsbetriebs nicht zu erlösen. (Hannelore Schlaffer)





Die Gottesfrage des Philosophen Emmanuel Levinas

13. – 14. September
Stuttgart-Hohenheim
37 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Dr. Doris Rümmele, Baden-Baden
Dr. Ludwig Wenzler, Freiburg
Thomas Wiemer, Freiburg

Die Frage: Was ist der Mensch? beantwortet Heidegger mit dem Satz: „Einer, dem es in seinem Sein um sein Sein geht.“ Dieses „Interesse am Sein“ ist nach Levinas einseitiges Interesse an je meinem Sein und so zugleich der Versuch, sich des Seins des Anderen verstehend zu bemächtigen. Diesen Versuch hält Levinas für die Triebfeder der bisherigen europäischen Ontologie. In eigenwilliger Weiterentwicklung der Phänomenologie Husserls und Heideggers fordert Levinas einen philosophischen Neuanfang. Denn nach seiner Ansicht beraubt das traditionelle Seinsverständnis den Anderen seiner Anderheit, sieht ihn nur als „Fall“ des Seins, des eigenen Seins an und bringt so das Fremde, Unbegreifliche an ihm zum Verschwinden. Der Blick ins ungeschützte Antlitz des Anderen lehrt eine neue Sichtweise. Es spricht die Bitte aus, die Bitte vom Rang eines Befehls: Du wirst, darfst mich nicht töten! Vom Anderen „dauernd wie von einem Rätsel wachgehalten“, werde ich zum Hüter, zur „Geisel“ des Andern bestellt. Seinen philosophischen Neuanfang findet Levinas also nicht in der Ontologie, sondern in der ethischen Verantwortung vor dem Anderen.

Während er nun die unbedingte Verantwortung, die vom Antlitz des Anderen ausgeht, denkt, denkt er mehr als er denkt: er gewinnt einen Weg zur Transzendenz. Denn, wenn er zum Hüter, zur Geisel des Andern bestellt, erwählt ist und in solch unvertretbarer Verantwortung für ihn einzig wird, entsteht die Frage: Bestellt von wem? erwählt von wem?

Dr. Ludwig Wenzler, Freiburg i. Br., wissenschaftlicher Assistent bei Prof. Bernhard Casper, Freiburg, Übersetzer von Emmanuel Levinas, *Die Zeit und der Andere*, Hamburg 1984, führte nach einem kurzen Blick auf die Biographie des Philosophen in dessen Werk ein. Sehr lebendig nahm er die Fragen der Tagungsteilnehmer auf, didaktisch geschickt verknüpfte er ihre und seine eigenen Alltagserfahrungen mit Levinas-Zitaten.

„Wenn Gott ins Denken einfällt“: die Diskussionen der vier Gesprächskreise und des Plenums, schließlich das Referat des Sonntagvormittags von Thomas Wiemer, Freiburg, Doktorand bei Prof. Casper, versuchten, der Zielvorgabe dieses Buchtitels nachzukommen. Wiemer, der soeben die meisterliche Übersetzung dieses Werkes vorgelegt hatte, stellte Strukturen biblisch- rabbinischen Denkens bei Levinas jenen gegenüber, die wir von der abendländischen Philosophie her gewohnt sind. Er machte damit auf eine nach wie vor anstehende Übersetzungsaufgabe aufmerk-

sam: „Die Septuaginta ist noch nicht zu Ende geschrieben“, sagt Levinas. Das bedeutet: Die Übersetzung der hebräischen Bibel in die griechische Philosophie wird nie beendet sein. Dem entsprechend verhält sich der Denker Levinas. Er entlehnt der abendländischen Philosophie des Descartes (3. Meditation) die Denkstruktur eines Gedankens, „in den mehr hineinkommt, als er zu fassen vermag. Der Gedanke des Unendlichen (bei Descartes) enthält oder begreift nicht länger sein Gedachtes, er wird von dem, was sein Inhalt sein sollte, unendlich überschritten. Damit erfährt jedoch der Denkvorgang selber eine radikale Umkehr. Er ereignet sich nicht mehr als vorstellende, vergegenwärtigende und sinnverleihende Aktivität eines denkenden Ich; vielmehr verhält sich dieses Ich passiv: es wird über sich hinaus geführt.“ Dort, wo sich in der Anderheit des Anderen eine Öffnung auf Gott hin auftut, wird mehr gedacht als der Andere; der Mensch bekommt aber Gott nicht zu fassen, sondern wird nur „abgelenkt“ auf die Ethik der Verantwortung gegenüber dem Anderen, empfängt also, was Gott betrifft, die „Vorladung zu einer Abwesenheit“.

Solche Aussagen sind in der Ordnung der uns geläufigen Seinslogik absurd. Levinas bevorzugt darum die Metaphern der „Spur“, des „Echo“. Wiemer erläuterte: „Die Spur wird im Unterschied zum geläufigen Gebrauch dieses Wortes hier nicht verstanden als Hinweis auf ein vergangenes Geschehen, der erlaubte, das Vergangene, mindestens ansatzweise, zu rekonstruieren, es einem vergegenwärtigenden Bewußtsein vorstellbar zu machen. Die Spur bringt nichts zur Gegenwart, nichts Vergangenes zur Vergegenwärtigung. Die tiefste Bedeutung der Spur liegt außerhalb von sichtbar und unsichtbar – im Zeitlichen. Und zwar in dem Sinne, daß sie von einer Vergangenheit kündet, die außerhalb meines zeitlichen Horizontes liegt und außerhalb bleibt – und gerade so in unerhörter Weise betrifft: sie betrifft mich störend, fragend, beunruhigend, über das Maß meines Bewußtseins unendlich hinaus, fordernder, drängender. In ähnlicher Weise spricht das Bild vom „Echo“ über unsere Beziehung zum Unendlichen:

‘Die Stimme Gottes zu hören, bleibt mir versagt. Ich habe nichts, woran ich mich halten könnte, es sei denn das Echo, das diese Stimme in mir selber wachruft und das freilich auf immer dem Mißverständnis ausgesetzt bleibt, nichts zu sein oder nur eine Einbildung oder – als Stimme des Gewissens – nur das Produkt mannigfacher Determinationen und Manipulationen. Eben darin aber liegt der einzigartige

Anspruch jener Stimme, die selber unhörbar bleibt, und eben dadurch ist das Echo mehr als nur ihr abgeschwächter Nachklang. Indem die Stimme Gottes auf Präsenz und Eindeutigkeit verzichtet und darauf wartet, im gelebten Zeugnis dessen, an den sie sich wendet, allererst stimmhaft zu werden, sagt sie mehr und ist sie anspruchsvoller als jede hörbare Stimme. Genau dies macht im vollen Sinne des Wortes ihre Zumutung aus: daß sie mein Zeugnis fordert für das, was ich weder gesehen noch gehört habe und dessen ich mir niemals gewiß sein kann. Meine fehlende Gewißheit jedoch schränkt seine Wahrheit nicht ein. Die Wahrheit, die es zu bezeugen gilt, bietet sich nicht dem Wissen. Sie fordert Bewährung. Sie will allererst und je von neuem werden - durch den Einsatz meines Lebens. Und ist doch diesem Einsatz immer schon voraus und gibt den Anstoß und den Mut, ihn zu wagen.“

Eindrucksvoll beschrieb Wiemer auch die in Setzung, Zurücknahme und Neusetzung talmudisch-gebrochene Sprache des Philosophen Levinas. Solche Art des jüdischen Bibellesens in fortgesetzter Talmudexegese macht die Schrift zur Szene des Anderen: die Pluralität der vielen anderen lesenden Personen, also die Vergegenwärtigung der gesamten Auslegungsgeschichte wird zur Bedingung für die Offenbarung.

Ein Fernsehfilm des Interviews Levinas – Casper, vorgestellt von der Südwestfunk-Redakteurin Dr. Doris Rümmele, Baden-Baden, „ersetzte“ beinahe die persönliche Begegnung mit Levinas: eindrucksvolle Blicke seines Gesichtes und in sein Gesicht; weiterführende Zitate und Vertiefungen seiner Gedanken; meisterhafte „narrative Philosophie“ der interpretierenden Redakteurin!

So konnte die Tagung wichtige anthropologische und theologische Ergebnisse verbuchen. Beim philosophischen Fragen nach dem Menschen wird jede Verrechnung des Anderen untersagt. Das Antlitz des Anderen fordert mich unendlich heraus und verbietet mir jede verdinglichende Hoffnung, seiner oder gar Gottes habhaft zu werden. Allerdings stellten Tagungsteilnehmer die Frage: Wer hat die Kraft, diesen sich stets entziehenden Gott auszuhalten? Wer das Antlitz des Anderen auf Gott hin transzendiert, ohne je mehr von ihm zu fassen als eine „Spur“, ein „Echo“, wird, weil ohne Ende betroffen, zum unendlich über sich hinausgerissenen Sucher. Und Gott ist ihm eher fern als nahe.

Die Zurückhaltung vor dem mir als Frage aufgegebenen Anderen, das Verbot seiner Verrechnung stellt schließlich

Romreise

09.08.1966

Über Befürchtungen, er könne anlässlich seiner Romreise 1966 möglicherweise noch selbst zum Katholizismus konvertieren: Nein, er wolle nicht konvertieren, „aber wäre ich heute ein Katholik, so würde ich es bleiben und niemals Protestant werden. Es ist heute interessant – nicht katholisch zu werden, aber katholisch zu sein.“

13.09.1966

Im Blick auf die Romreise überlegte er noch, was er dem Heiligen Vater eigentlich mitbringen wolle. Ihm schwebte vor, ein großes Rad Emmentaler Käse dem Heiligen Herrn vorrollen zu lassen, mit einem Schweizer Fähnli in der Mitte eingesteckt.

Einige Tage später:

20.09.1966

Inzwischen waren 4 Werke Barths ausgesucht, die als Geschenk für den Papst bestimmt waren. In jedes der Bücher schrieb der Sohn Hans Jakob in schöner Schrift eine Widmung. In dem frühen Aufsatzband 'Das Wort Gottes und die Theologie' lautete sie etwa so: Im gemeinsamen Dienst des einen Herrn für Paul VI., dem Bischof und untertänigsten Diener Gottes widmet dieses Buch sein getrennter Bruder Karl Barth. Er hatte an den wohlüberlegten Widmungen, die gespickt waren aus Zitaten der Konzilstexte, großen Spaß.

Der Besuch bei Papst Paul VI.

05.10.1966

Durch lange Säle hindurch, vorbei an rasselnden Schweizer Gardisten, kam Barth mit seiner Frau und seinem Arzt vor die Türe, über der stand: Paulus VI. Die Türe ging auf, und der Papst stand dort, um sie mit einer weiten Geste zum Eintreten zu bewegen. Barth machte eine Verbeugung und seine Frau einen Hofknicks. Er selbst setzte sich unmittelbar dem Papst gegenüber und suchte, gestützt auf seinen Stock, in der folgenden Stunde, vor allem in das Gesicht seines Vis-a-vis zu blicken. Sonst habe er im Raum gar nichts gesehen. Aber, er habe gedacht, das sei die Gelegenheit, im Leben einmal einen Papst aus der Nähe zu sehen. Er hatte das Gefühl, als sei der Papst schon genau über die vorangegangenen Gespräche informiert gewesen.

Und weil er dabei auch wohl gehört hatte, daß Barth durch seine Fragen den Gang der Gespräche stark beeinflusste, riß der Papst zunächst das Wort ganz an sich.

Zuerst trug er eine lange Lobrede auf Karl Barth vor, die dieser freilich gänzlich vergessen zu haben scheint. Barth meinte, es ging ihm öfters so, wenn man ihn lobe, so schlossen sich ihm die Ohren.

Endlich stellte Barth doch einige Fragen: Ob der Papst mit den Tendenzen des Konzils zufrieden sei? Paul antwortete mit einer langen Rede über die Bürde des Papstamtes. „Ich kann Ihnen sagen,“ bemerkte er mit Tränen, „die Schlüssel Petri zu tragen, das ist sehr schwer.“

Sodann wollte Barth wissen, inwiefern er, Karl Barth, denn laut den Konzilstexten ein getrennter Bruder sei, und worin denn „die Fülle“ bestehe, die er, im Unterschied zu den Gliedern der katholischen Kirche, nicht genießen dürfe?

Aber der Papst habe diese Fragen schnell abgebogen und sich jeweils mit der Antwort begnügt, er wolle für Karl Barth beten, er möge noch zu einer tieferen Erkenntnis kommen. Da habe er gedacht: Ei, ich kann denselben guten Wunsch auch dem Herrn Papst zurückgeben. Er habe aber diese Bemerkung unterdrückt, um nicht frech zu wirken.

Kaum sei er aus der Türe herausgetreten, hinter der er eine Stunde mit dem Papst geredet hatte, da habe er seiner Frau gesagt: „Gell, Nelly, ich habe mir nichts vergeben.“

Einmal selbst Papst sein

August 1968

Abends sagte Karl Barth im Gespräch: Er habe den großen Wunsch, einmal für 14 Tage selber Papst zu sein, um in diesen 14 Tagen drei unfehlbare Entscheidungen zu fällen und um dann wieder zurückzutreten. Und als ich ihn fragte: „Ja, aber, was wollen Sie denn in den 14 Tagen Unfehlbares schaffen?“ sagte er: „Ich würde erstens Mozart seligsprechen – heiligsprechen kann man ihn ja nicht -; zweitens würde ich Frauen zu Kardinälen machen, und drittens würde ich Blau als Kirchenfarbe einführen.“

Zum Protestantismus

Es war eine Kehrseite der, wie er es nannte, irenisch kritischen Offenheit für den neueren Katholizismus, daß Barth im Alter die Lage der protestantischen Kirche und Theologie mit unruhiger Sorge sah.

Luther

16.05.1967

Oh, wenn doch diese Deutschen einmal von ihrer Lutherhörigkeit loskämen. Da wäre schon soviel gewonnen. Aber nein, immer und immer müssen sie auf ihren Martinus schwören.

26.06.1967

Beim „schwarzen Kaffee“ (das ist eine schweizerische „Einrichtung“ nach dem Mittagessen) in der Studierstube klärte mich Barth über den eigentümlichen Vorhang auf, der in einer Ecke über einem Bücherschrank herabhängt. Das sei ein Königsmantel aus Indonesien, vielleicht schon einmal von einer bedeutsamen Persönlichkeit – einem Häuptling oder dergleichen – getragen. Sein Sohn Christoph habe ihm das von dort mitgebracht. Warum das Tuch ausgerechnet vor der Weimarer Ausgabe der Werke Luthers hänge. Er habe, wenn er danach gefragt werde, zwei Antworten parat, je nachdem: Lutheranern sage er, die Werke Luthers seien ihm so außerordentlich wertvoll, daß er sie vor Staub und anderen Unreinheiten zu schützen suche; Nicht-Lutheranern sage er, daß die Bücher, indem sie in Deutschland eine so übergroße Autorität besitzen, wohl dessen bedürftig seien, daß man sie ein klein bißchen verhülle.

Calvin

Demgegenüber näherte sich Barth im Alter neu der Gestalt Calvins.

14.02.1967

Für das kommende Sommersemester faßt Barth für sein Kolloquium bereits eine Bearbeitung Calvins ins Auge. Es locke ihn, noch einmal zu einem Reformierten zu kommen, und gerade zu Calvin, der halt sein besonderer Kirchenvater sei. Es könne ja wirklich sinnvoll sein, ausgerechnet mit der Beschäftigung mit diesem Mann seine akademische Laufbahn definitiv zu beenden. Auch sei es gut, nach der Beschäftigung mit dem Katholizismus in den Kolloquien der vorhergehenden Semester, nun nicht Luther, sondern Calvin anzuhören, weil er für ihn der Vater einer ökumenischen Theologie sei. Und das Stärkste in Calvins Institution sei ja wohl nicht Buch 1, auch nicht Buch 2, aber Buch 3, die christologisch bestimmte Lehre vom Heiligen Geist als dem Vermittler des Heils. Calvin sei wohl ein getreuer Lutherschüler, nur sei er nicht so ichbezogen, sondern es gehe ihm grundsätzlich um gloria dei et salus hominum, um die

Ehre Gottes und das Heil der Menschen. So, mit diesem Zentrum, sei er ökumenischer Theologe gewesen.

Kultur (Mozart und Goethe)

07.11.1965

Ausführlich habe er sich jetzt im Spital mit Goethe befaßt und die fünfzigbändige Gesamtausgabe nahezu ganz gelesen. Er wäre jetzt besser in der Lage, über ihn zu schreiben als 1933 in der Vorlesung über die „Geschichte der protestantischen Theologie“, wo er doch an Goethe gescheitert wäre. Es sei sachlich gut, daß er sich damals darüber nicht verbreitet habe. Jetzt locke es ihn, in einem Aufsatz Goethe mit Mozart zu vergleichen. Der Aufsatz würde auf folgenden Linien verlaufen. Dann hat er mir ein ausführliches Konzept fast diktiert, und ich kann hier nur die Leitlinien wiedergeben: Mozart war ein Hörmensch und Goethe ein Sehmensch. Aber *wie* hörte und wie sah Goethe? Mozarts Hören konzentrierte sich auf eine Sache, über deren Wichtigkeit die eigene Person unwichtig wurde. Goethe sah alles in Beziehung auf sich selbst.

Aber einen Bereich hat Goethe aus seinem Sehen ausgeklammert im Unterschied zu Mozart: Leiden, Vergänglichkeit, Krankheit, Tod.

Goethe ist am Christentum unberührt vorbeigekommen. Gerade insofern interessiere sich Barth mehr für Goethe als für den ganz modernen Menschen der Technik. Hingegen war in Mozarts Selbstlosigkeit etwas, was den christlichen Glauben, ohne selbst christlich zu sein, vor sich hatte.

Stets sein gewärtig

Meine letzte Begegnung (am 7. Dezember 1968) mit Karl Barth kurz vor seinem Tod ist mir um so unvergeßlicher, als sie sich in einer Weise vollzog, bei der keiner ahnte, daß es die letzte Begegnung sein würde.

Wir hatten abends zusammengesessen, und der Abend hatte sich in die Länge gezogen. Es war schließlich weit nach Mitternacht, in der Nacht zum ersten Advent. Karl Barth bat gleichwohl, noch abzuwarten, bis er im Bett liege, um dann noch etwas zu singen.

Ich hatte ihn schon manches Mal singen gehört, zuweilen auch, wenn er allein an seinem Schreibtisch saß, und das regelrecht, mit dem Gesangbuch in der Hand. Und wenn er in einem Gottesdienst war, pflegte man selbst in großer Versammlung seine Stimme herauszuhören. Er sang mit der Kraft eines Löwen.

So sang er auch jetzt, obwohl das Fenster seines Zimmers zur nachtdunklen Straße hin offenstand. Ich warf einen fragenden Blick dorthin. Ob es wohl Beschwerden wegen nächtlicher Ruhestörung geben könnte? Doch er liebte es zu betonen: „Lasset den Lobgesang hören!“ Sei es denn jetzt auch zu vorgerückter Stunde!
Als ich in sein Schlafzimmer trat, sang er eben eines seiner unvergessenen Kinderlieder von einst:

„Jetzt schlof i frehlig y,
es isch hitte luschtig gsi.
Der lieb Gott het recht a mi denkt,
und het mir hit vyl Fraide gschenkt...“

Und dann schlug er zu gemeinsamem Gesang das Adventslied vor: „Nun jauchzet, all ihr Frommen, in dieser Gnadenzeit“, in dem es zuletzt heißt:

„Er wird nun bald erscheinen
in seiner Herrlichkeit,
der all euer Klag und Weinen
verwandeln wird in Freud.
Er ist's, der helfen kann.
Macht eure Lampen fertig,
und seid stets sein gewärtig,
er ist schon auf der Bahn.“

So sangen wir. Und er sang so laut wie eh und je. Und das war der Abschied.

Literaturhinweis: Eberhard Busch, Glaubensheiterkeit. Karl Barth, Erfahrungen und Begegnungen, Neukirchener Verlag, 1986.

Eine Dokumentation der Tagung ist in Vorbereitung.

Der Vater sagt
in seinem Wort,
das aus ihm hervorgeht,
sich und alles.
Bonaventura

Das Böse – eine geschichtliche Realität?

22. – 23. Februar
Stuttgart-Hohenheim
98 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer

Referate:

Zur Wirklichkeit des Bösen in der heutigen Welt
Dr. Joachim Worthmann, Stuttgart

Aspekte der Gestaltung des Bösen in der neueren russischen Literatur
Professor Dr. Rolf-Dieter Kluge, Tübingen

Das aus dem Alltag entschwundene Böse: durch Sport und Tanz erblindet
Professor Dr. August Nitschke, Stuttgart

*Die Realität des Bösen
Reflexionen in Anschluß an Erich Fromms Sozialpsychologie*
Dr. Rainer Funk, Tübingen

*Den Teufel zum Vater?
Zur Verdrängung des Bösen in Geschichte und Theologie*
Professor Dr. Hermann Häring, Nijmegen

Die Wirklichkeit des Bösen gehört zu den Grunderfahrungen des Menschen in seiner Geschichte. Mythos und Literatur, Geschichtsschreibung und Tagespresse, jede neu aktualisierte Nachrichtensendung in Rundfunk und Fernsehen legen Zeugnis ab vom Schlimmen und Üblen, vom Bösen und Schlechten in der Welt, vom Negativen, Destruktiven, Perversen, Monströsen, Absurden, vom Mangelhaften, Defekten, Unvollkommenen, vom unfrei Machenden, Einengenden, Unverstehbaren, Nichtintegrierbaren, Entfremdenden, Erniedrigenden, Beleidigen-



den, vom Ruchlosen, Gemeinen, vom himmelschreienden Unrecht wie von den alltäglichen Schwächen. Die Existenz des Bösen zu leugnen oder auch nur zu minimalisieren, erscheint unter diesen Umständen nicht nur naiv, ist vielmehr auch Mißachtung von Leiden und damit neues Unrecht an den Leidenden (nach W. Kasper).

Nun wird die Wirklichkeit des Bösen zwar heute kaum bestritten, wohl aber in der öffentlichen Diskussion weitgehend verdrängt, ignoriert, vielleicht auch tabuisiert. Das „sogenannte Böse“ deutet der moderne, wissenschaftsorientierte Mensch als Erscheinung eines - prinzipiell reparablen und deshalb nicht allzu ernst zu nehmenden - Defekts.

Die wieder bzw. immer noch aktuelle Diskussion im religiös-kirchlichen Binnenraum über das Böse (oft mit Blick auf konkrete Vorstellungen von der Hölle oder vom Teufel) sollte bei dieser Tagung etwas aufgebrochen und um andere, nicht ohne weiteres naheliegende Aspekte bereichert werden. Zugänge zum Bösen als einer nicht leugbaren Existenz sollten erschlossen werden.

Aus dem Beitrag von Professor Nitschke einige einleitende Sätze:

...„Böse“ soll dasjenige genannt werden, das dem Menschen Schaden zufügt oder ihn vernichtet. Menschen können in diesem Sinne böse sein, aber auch Formen des Zusammenlebens, Systeme, sicher auch ein Naturgeschehen.

Dann eine Vorbemerkung: Die meisten von uns nehmen an, daß die Menschen sich zu allen Zeiten etwa gleich behandelten. Da hat der Historiker seine Zweifel. Was Menschen anderen Menschen antaten, ist im 20. Jahrhundert schon recht ungewöhnlich.

Sehen wir nur die Zahl der Menschen, die von Menschen, unabhängig von Kriegen, getötet wurden – in Konzentrationslagern: Sie ist höher als in den Jahrhunderten zuvor. Eine andere Besonderheit: Millionen von Menschen wurden durch Menschen getötet, ohne daß diese voller Leidenschaft handelten oder aus Habgier oder, weil sie eine Beleidigung rächen wollten. Früher fühlte man sich selber oder den eigenen Gott gekränkt. Bei den Judenmorden, bei den Morden in Kambodscha kann davon keine Rede sein. Damit kommen wir zum ersten wichtigen Punkt:

Im 20. Jahrhundert sind Menschen getötet worden, weil andere der Überzeugung waren, dies sei aus historischen Gründen notwendig. Sie taten es gewissermaßen der Menschheit und der Zukunft zuliebe. Sie haben diesen Mord entsprechend vorher angekündigt und dann planmäßig durchgeführt.

Die zweite Eigentümlichkeit unseres Jahrhunderts: Von diesen Opfern haben erstaunlich wenige Widerstand geleistet, weder die Kommunisten, die von Stalin verfolgt wurden, noch die Juden, die Hitler töten ließ. Speziell bei diesen fällt auf, daß sie jahrelang Hitlers Androhungen einfach nicht ernstgenommen haben. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß sie so behandelt werden sollten. Sie meinten – aufgrund des ihnen vertrauten Alltags -, es gäbe eine so böse Handlung nicht.

Eine Tagungsdokumentation ist bei der Akademie erhältlich: MATERIALIEN 3/1986.



Von der Angst

Erschließung eines menschlichen Urphänomens

26. – 27. April
Weingarten
92 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Monika Rappenecker

Angesichts ökonomischer, weltpolitischer und wohl auch kultureller Entwicklungen wird Angst bei nicht wenigen zur Grundstimmung. Publikumswirksam und mit viel Betroffenheit wird sie allerorten verhandelt und vermarktet.

Mit dem Ruf nach der Wissenschaft, nach den Experten, wird dabei oft die Verantwortung für die Gestaltung des eigenen Lebens abgegeben. Der vielleicht heilsame Zusammenbruch überholter Weltbilder und einer darauf

gründenden Lebensgestaltung wird angstvoll vermieden. Damit verfestigen sich der Mangel an menschlicher Reife, die Abhängigkeit und die daraus sich ergebende Lebensangst.

Bei den Überlegungen zum Thema Angst sollten nicht die das Wort haben, die die Befreiung von allen Ängsten versprechen; es sollten auch nicht die Psychologen zu Rate gezogen werden, die nach den Ursachen einer individuellen Angst fragen. Es sollte vielmehr die Geschichte befragt werden, wie die Menschen in der Vergangenheit mit ihrer Angst umgegangen sind; es sollte die Philosophie befragt werden, die Kunst und die Theologie.

Die Angst als Urphänomen: Zeugnisse aus der Geschichte
Professor Dr. E. W. Zeeden, Tübingen

Die Angst: ein anthropologisches Urphänomen
Professor Dr. J. Möller, Augsburg

Angstbewältigung durch Bilder?
Beispiele aus der Kunstgeschichte
Professor Dr. K. Hoffmann, Tübingen

„Euer Herz sei ohne Angst!“ (Joh 14,1) -
Zur Bewältigung der Angst durch den christlichen Glauben
Professor Dr. F. Arnold, Passau

Ist Angst ein Grundbestandteil menschlicher Existenz? Ist eine Welt ohne Angst möglich? Es gab Zeiten, in welchen die Angst eine nicht so entscheidende Rolle spielte wie heutzutage. Das waren keineswegs immer bequeme und gemütliche Zeiten. Im Gegenteil: Bedrohung durch Hunger, Krieg, Not, Unterdrückung, Überarbeitung und Krankheit waren bis zum Ende des letzten Jahrhunderts stärker ausgeprägt als heute. Weil diese Zustände alltäglich waren, wurden sie vom einzelnen kaum als etwas Besonderes empfunden. Dennoch zeigt ein Blick zurück in die Geschichte, daß die Angst etwas allgemein menschliches ist, nichts neues, was eigentlich gar nicht sein dürfte. So stellte Prof. Zeeden abschließend fest:

„Das Angstpotential ist zu allen Zeiten etwa gleich, doch die Menschen der verschiedenen Zeiten sind nicht immer gleich in der Lage, mit der Angst umzugehen. Hier spielen die religiös-geistesgeschichtlichen und politisch-sozialen Bedingungen einer jeden Zeit mit.“

Aus dem Referat von P. Fritz Arnold:

„Zwiespältiger Umgang des Glaubens mit der Angst
Die Angst gehört zweifellos zu den schlimmsten aller menschlichen Bedrohungen und Fesseln. Sie hat schon vom Wort her mit dem Gefühl der Beengung und Ausweglosigkeit zu tun. Wer sich ängstigt, durchschaut die vordergründigen Sicherungen des Daseins und wirft einen Blick in den schwindelerregenden Abgrund des Nichts. Gegen diese Angst des Daseins versuchte Jesus einen Schutzwall aufzurichten. Aber der geängstigte Mensch strebt in einer eigentümlichen Paradoxie gleichzeitig von der Angst weg und tiefer in sie hinein. Es gibt eine Angst vor der Angstüberwindung. Deshalb fragt Jesus immer und immer wieder: 'Was willst Du, daß ich Dir tun soll?' 'Willst Du gesund werden?' Es bedarf wahrhaft göttlicher Führung, um den Weg durch das Tunnel der Angst zum Licht zu finden. So eindeutig das Engagement Jesu der Überwindung der Angst des Menschen galt, so zwiespältig fällt ein Blick in die Geschichte des Glaubens aus. Immerhin gibt es hervorragende Zeugnisse, wie Menschen im Glauben die Angst ihres Lebens bestanden haben. Sogar in extremen Situationen wie dem KZ wußten sie sich von guten Mächten wunderbar geborgen, wie dies beredt Dietrich Bonhoeffer in einem Gedicht zum Ausdruck bringt, das er am Silvesterabend 1944, kurz von seiner Hinrichtung niederschrieb:

*Von guten Mächten still und treu umgeben,
behütet und getröstet wunderbar,
so will ich diese Tage mit euch leben
und mit euch gehen in ein neues Jahr.
Noch will das alte unsere Herzen quälen,
noch drückt uns unserer Tage schwere Last,
ach Herr, gib unseren aufgeschreckten Seelen
das Heil, für das Du uns bereitet hast.*

*Von guten Mächten wunderbar geborgen
erwarten wir getrost, was kommen mag
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiß an jedem neuen Tag.*



Heiligkeit als Utopie?

Zwischen Anspruch und Zuspruch

15. – 16. Februar
Weingarten
43 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:
Professor Dr. Wolfgang Beinert, Regensburg
Privatdozent Dr. Gerhard L. Müller, Freiburg i.Br.
Dr. Klaus Nientiedt, Freiburg i.Br.
Pater Prior Ambrosius Schaut OSB, Weingarten

Nach einer Epoche verlegenen Schweigens beginnen wir wieder über die Heiligen zu reden und uns zugleich aus der Entfremdung der goldenen Hintergründe, auf die sie einst gemalt wurden, zu lösen. Die Barockkirchen waren zu Versammlungsräumen immer größerer und prächtigerer Heroengestalten geworden. Die Bilderstürmer sorgten dann oft dafür, daß „die Götzen“ aus den Kirchenräumen hinausflogen.

Die neutestamentlichen Gemeinden hatten ein anderes Heiligenbild entwickelt. Die Heiligen waren, so Professor Beinert in seinem Eröffnungsreferat, nicht die außerordentlichen, sondern die gewöhnlichen Christen, nicht die geistlichen Meister, sondern die Schüler des Heiligen Geistes. Nur wer aus der Schule des Heiligen Geistes kommt, kann für andere Anwerthilfe auf die Lebensfrage nach Gott sein. Heilige sind Reflex des Lichtes, das in Christus aufgeleuchtet, Resonanzboden des Wortes, das Fleisch geworden ist, Abbilder der Ikone Gottes, die der Mensch Jesus ist, Epiphanien Christi in der Zeit der Kirche, Heilige sind die lebendige Exegese des lebendigen Evangeliums.

Es geht auch heute um den Menschen im Heil. Heil ist jemand, der vollkommen ist, der sich selbst verwirklicht hat, dem Glück beschieden, der rundum unversehrt ist. Die Heilige Schrift führt dafür Begriffe an wie Frieden, Segen, Leben, Freiheit, Rechtfertigung, Rettung, Vollendung, Herrschaft Gottes. Heilige sind Helfer auf dem Weg zu Gott. Sie sind Wegweiser, aber nicht Ziel. Weil der Mensch ein Wesen der Gemeinschaft ist, hat er Mitmenschen, Helfer, auch Vorbilder nötig.

Darüber hinaus sind die Heiligen ein Ferment der Kirche. „In ihnen gewinnt das reformatorische Moment jeder Gnade Gestalt. Sie erneuern die Kirche und halten sie genau dadurch im richtigen Glauben.“ Dafür müssen sie in Kauf nehmen, daß sie zu Lebzeiten als schwierige Kinder der Mutter Kirche gelten. Es spreche freilich für die Kirche, so Beinert, daß sie wenigstens die toten Heiligen als gute Heilige gelten läßt. Heilige zeigen neue Weisen der Verwirklichung des Christseins und halten in der Glaubensgemeinschaft die eschatologische Spannung wach.

Klaus Nientiedt, Mitarbeiter in der Redaktion der Herder Korrespondenz, nannte die Heiligen „produktive Quertreiber“, die zunächst mehr Verwunderung als Bewunderung auslösten. Mit ihnen sei es oft wie mit Künstlern: sie wollen entdeckt werden. Mit Franz von Assisi lernte man die Welt mit neuen Augen sehen, Nikolaus von der Flüe gibt heute noch Anstöße zum Frieden. Heilige ermuntern zum Guten –

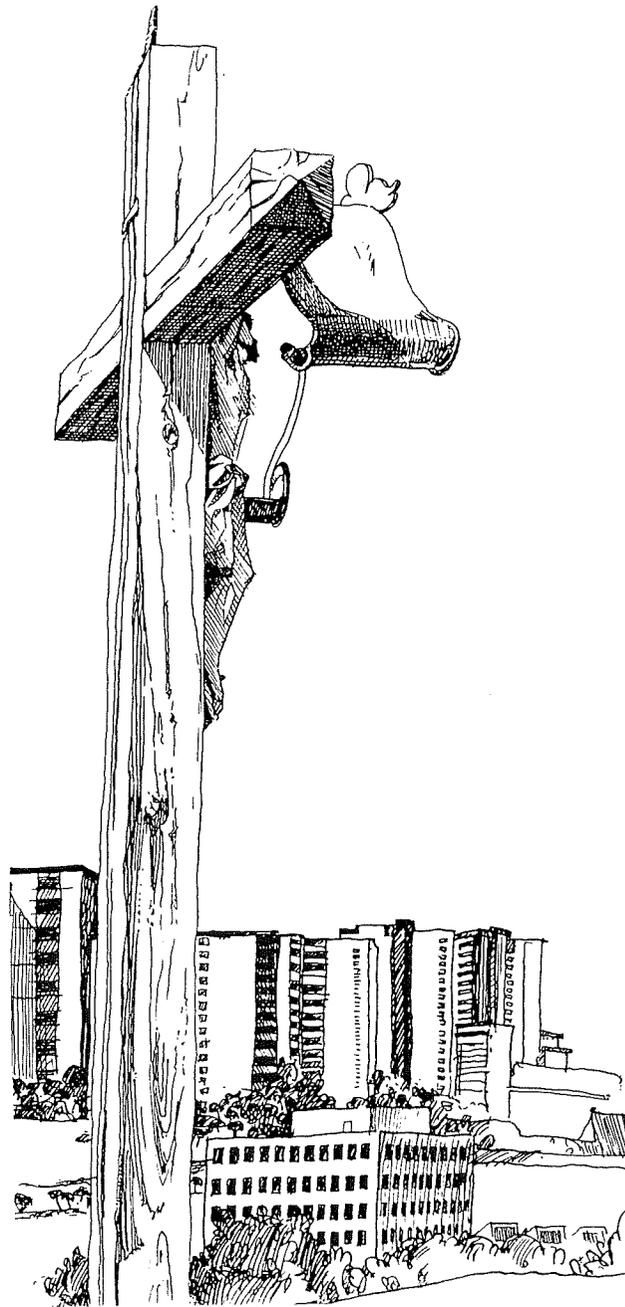
sie sagen, wie Christentum positiv (nicht restriktiv als Verbotelehre) aussehen kann und sind so Hoffnungsgestalten. Heilige verkörpern eine ersehnte Ganzheitlichkeit. Die Verbindung des Weltlichen und des Glaubens ist bei ihnen besonders gut gelungen. Heiligenverehrung darf nicht ungefährliche und unverbindliche Ahnenverehrung sein – man muß in ihnen auch das Unbequeme sehen. Heilige sind eben kein Abklatsch der Tradition, vielmehr muß man von ihnen wieder die Rückreise in die aktuelle Gegenwart antreten.

War die Heiligenverehrung in der Reformationszeit ein erheblicher Streitpunkt, so hat die Verehrung der Heiligen heute keine kirchentrennende Funktion mehr. In seinem Referat „Die Heiligen und ihre Kirchen. Probleme und Chancen eines ökumenischen Dialogs“ legte Privatdozent Dr. Gerhard Müller dar, daß die Reformationskirchen heute den Heiligen offen gegenüberstehen. Durch die reformatorische Rechtfertigungslehre „allein aus Glauben“ wurde der an und für sich richtige Ansatz Luthers, die Ehrung der Heiligen sei Danksagung, Lob und Stärkung durch ihr Beispiel, gar nicht mehr gesehen. Später kam die einseitige Sicht der Moralisierung des Heiligkeitsideals (Helden, himmlischer Instanzenweg) hinzu. Heute sind die Heiligen wieder in die „Communio Sanctorum“ eingeordnet, in die Gemeinschaft der himmlischen und irdischen Gemeinde im Lobgesang, in die Communio der Lebenden und Toten.

Wenn man in Weingarten eine Tagung über die Heiligen ansetzt, darf man nicht vergessen, daß die Benediktiner der Abtei die Schriften John Henry Newmans (1801-1890) übersetzt haben, der ein heiligmäßiges Leben geführt und selbst immer wieder über die Heiligkeit der Kirche und ihrer Glieder gesprochen hat. Prior Ambrosius Schaut war dafür der solide und kenntnisreiche Referent. Der Christ ist ein Mensch, der nach Christus Ausschau hält. Es gibt viele Dinge, die Schutzwachen für das Wesentliche sind (Gebet, Gottesdienst, Regelmäßigkeiten). Die Hingabe an Christus muß zart und aufmerksam sein.

**A pure heart,
a clean hand,
a cheerful countenance.**

John Henry Newman, Band IX, 19. Predigt



aus: Dieter Groß, Rottenburger Ansichten



Divina Commedia

14. – 15. Juni
Stuttgart-Hohenheim
17 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:
Prälat Bernhard Hanssler, Stuttgart
Professor Dr. Marcella Roddewig, Düsseldorf

Im Mittelpunkt dieser Tagung stand Dante Alighieri (1265 – 1321) und sein berühmtestes Werk, die Commedia, die man später bewundernd „Divina – die Göttliche“ nannte. Dante plante dieses Werk seit seiner Jugend und arbeitete an ihm bis zu seinem Tod. Er entwarf in den rund 14 000 Versen seiner Commedia ein großes Lehrgebäude, das zugleich das Bild einer Welt ist, in der das Diesseits nachhallt. Dante umfaßte in diesem vollkommenen Kunst-

werk der Sprache seine Nation und sein Zeitalter, die Kirche und das Kaisertum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes.

Für viele Teilnehmer war diese Tagung die erste Begegnung mit Dante. Andere hatten Bernhard Hanssler schon während seiner Stuttgarter Zeit als Stadtpfarrer von Sankt Georg erlebt, als er Dante las und erklärte und in eine Welt einführte, in der sich, wie auf Erden, alles mischt, sich aber die göttliche Ordnung definitiv durchgesetzt hat und die Masken und Hüllen, der schöne Schein, die Lüge und die Verstellung nichts mehr zu sagen haben.

Frau Marcella Roddewig, Vorsitzende der Deutschen Dante-Gesellschaft und Herausgeberin des Dante-Jahrbuches, führte in Leben und Werk Dantes ein. Dann übernahmen die beiden Jenseitsführer je einen Canto des Inferno, des Purgatorio und Paradiso. Ein Zentralgedanke der Commedia ist der Gedanke der Freiheit. Unter allen Gaben, die Gott den Menschen geschenkt hat, schätzt er am meisten die Freiheit – der Mensch hat die Pflicht, Akte der Freiheit zu setzen, zu sich selbst zu kommen. Hanssler schilderte eindrucksvoll, daß sogar die Hölle jene Gleichgültigen verschmäht, die niemals in ihrem Leben einen Akt der Freiheit gesetzt haben. Der Mensch ist zur Freiheit berufen, die Freiheit ist seine Krone und Mitra. So sehr der Mißbrauch der Freiheit Schuld ist, so verzeiht doch Gott dem reuigen Sünder die Schuld. Daher ist die Göttliche Komödie Dantes, wie ja auch die ganze Bibel, das Buch der Barmherzigkeit Gottes. „Una lacrimetta“, ein Tränlein der Reue genügt, um dem Inferno zu entgehen und schließlich den Aufstieg aus dem Purgatorio ins Paradiso antreten zu dürfen. Sünde und Strafe bleiben als „contrapasso“ bestehen, noch viel größer aber ist das „contramore“ Gottes, der „Gnadenstrahl, an dem die Lieb' entflammt und der durch Liebe ständig wächst“. Die Commedia Dantes ist zwar einerseits das Buch der Schreckensvisionen, das von „der Stadt der Trauer und dem ew'gen Schmerze“ spricht, aus der es kein Entrinnen mehr gibt und in deren tiefstem Trichter Lucifer in ewigem Eis hockt. Sie ist aber noch viel mehr das Buch des Aufstiegs von Stufe zu Stufe bis hin ins „Reich der Sicherheit und ew'gen Freude“, zum höchsten Licht, „das so weit übersteigt die menschlichen Begriffe“, das in sich selber ruht und nur allein sich faßt. Es ist das Aufgenommensein in den seligen Reigen, der um das dreieinige Licht kreist, das der Inbegriff der Wahrheit und Weisheit und Liebe ist, „der Liebe, die bewegt die Sonne und die andern Sterne“.

Wissende Heiterkeit

Der Narr als Deuter der Welt

6. Februar
Stuttgart-Hohenheim
83 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Pfarrer Wolfgang Müller-Welser

Referenten:
Dr. Eva Kimminich, Freiburg
Jürgen Leibbrand, Freiburg
Barbara Sewien

Reutlinger General-Anzeiger vom 10. Februar 1986

Helau – Die Höll' ist auf

Heutige Faschingsbräuche und Fastnacht als Deutung einer unerlösten Welt

Ist Fastnacht gar ein kirchliches Fest, eingeordnet in den strengen Ablauf des Jahres, das in früheren Jahrhunderten an den Kirchenfesten orientiert war? Noch heute haben diese Feste ihren festen Platz im Jahresablauf, auch wenn dieser stark säkularisiert ist. Fasching/Fastnacht als großes, geradezu unheimliches Szenarium der Hölle, ein Gegenspiel zur Karwoche und zu Ostern – diese These vertrat Jürgen Leibbrand, Heimatforscher in Freiburg, auf einer Veranstaltung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Hohenheim.

Im streng gegliederten System des Mittelalters hatte alles seinen Platz, natürlich auch Gott und der Teufel. An Fastnacht wird nun – diese war die überraschende These von Leibbrand – die Welt des Teufels auf die Bühne gebracht, in einem „Höllenspektakel“ inszeniert. Es ist die verkehrte, aber heilsbedürftige Welt, die sich in den merkwürdigen Verkleidungen, Attributen, Narren, Masken und Spielen darstellt.

Das Höllenspektakel der Fastnacht beginnt am „Schmotzigen Donnerstag“ mit dem Ruf „Helau“. „Die Hölle ist auf!“ Die Fastnacht zeigt, wie sich der Mensch auf der Ebene der Fleischeslust verhält. Der Narr führt es vor: sein Interesse ist der Bauch, also das Fressen und die Unzucht, bereits zwei Hauptsünden aus der Reihe der sieben. Die Narren führen einen Baum mit sich, der jedoch keine Wurzeln hat, sie ziehen mit Laternen gegen den Tag, sie fahren führerlos im Narrenschiff, sind also auf dem falschen Dampfer – der richtige wäre das Schiff der Kirche. Die schunkelnden Bewegungen der Narren deuten auf die Verwirrung, auf die Unordnung, die der Teufel in die Welt bringt. Die Narren, die das Fest der Hölle spielen, machen alles verkehrt: sie übernehmen zwar auf den Rathäusern die Herrschaft, aber ihre Schlüssel öffnen nicht, sowenig wie ihre Besen (be)kehren.

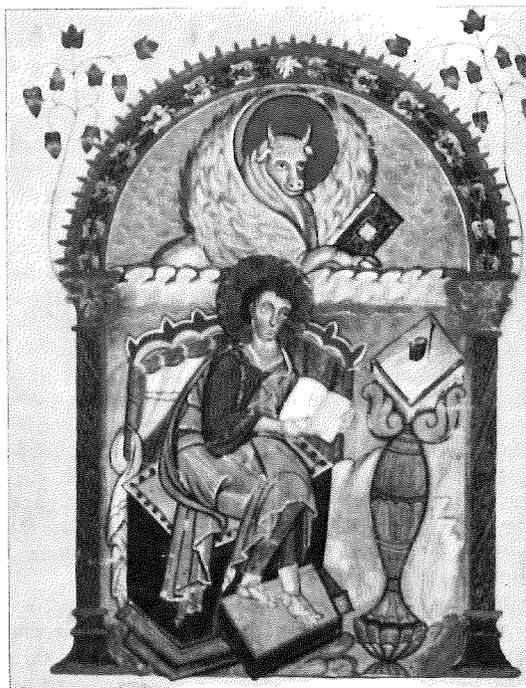
Der religiöse Grundgedanke der Fastnacht enthüllt sich überall. Man findet ihn in allen Details. Die Kleider: viele Narren springen im weißen Kleid herum – eine Karrikatur des Taufkleides oder des Sterbehemdes, das aber nicht befleckt sein durfte. Der Narr trägt das geflickte und befleckte Kleid, eben das Häs. Das Nachthemd ist zudem das Bettkleid, ein Hinweis auf die Unzucht, genauso wie das Stroh und die Strohpuppen, die dann am Faschingsdienstag verbrannt werden.

Die drei tollen Tage beginnen mit dem Fastnachtssonntag, der Sitzung des Elferrates. Es ist nicht der Zwölferkreis der Apostel, sondern die Abbildung der zehn Gebote und ihre Übertretung. Die Zahl elf ist die vorletzte Stunde, die letzte Chance zur Bekehrung. Wer diese Chance nicht ergreift, geht verloren. Der Rosenmontag ist der Tag des Fleisches, des Geschlechtlichen. Das Funkenmariechen schafft es, ganze Heerscharen von Männern durcheinanderzubringen.

Das Narrengericht öffnet das Weltgericht nach, nur daß hier nicht Christus richtet, sondern Richter, die selbst befleckt sind, Menschen im „Fleckhäs“. Die Büttendrede ist Enthüllung, Anklage, Lächerlichmachung. Der Spiegel, den der Narr sich selbst und anderen vorhält, ist nicht das Zeichen der Klugheit, sondern des Hochmuts.

Auch die Tiere, die an Fastnacht mitgeführt werden, haben ihre Bedeutung, die heute oft noch klar erkenntlich ist, wie beim Esel, dem Narrentier schlechthin. In Rottweil reitet der Guler auf einem Hahn, dem Sinnbild für die Sexualität. Auch der Bär hat diesen Verweis, ebenso wie die nach außen gekehrte Saublase oder der Bock. Das Kamel aus dem Orient ist Zeichen für den ungetauften, unerlösten Menschen, den Heiden. Die Katze – „Horig, horig, horig ist die Katz“ – steht für den Teufel selbst.

In solcher Deutung wird Fastnacht als das Gesehene, was es in seinem Ursprung war und wie es von den Franziskanern und Dominikanern im 12. Jahrhundert inszeniert wurde: ein Fest der Narren, die vor dem Ernst der Fastenzeit die unerlöste Welt vorführen.



Weggemeinschaft mit Jesus

Der Reisebericht des Lukas (9,51 – 18,14)

26. – 30. März
Weingarten
42 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Pfarrer Wolfgang Müller-Welser
Monika Rappenecker

Referenten:
Pater Dr. Anselm Günthör OSB, Weingarten
Professor Dr. Paul-Gerhard Müller, Stuttgart

Die Apostelgeschichte nennt die ersten Christen „Menschen des Weges“. Damit ist die Aufbruchsituation umschrieben, in der die Christen ihrem Herrn, der „Weg, Wahrheit und Leben“ ist, nachgefolgt sind. Das „Dahinziehen“ ist für Lukas geradezu ein Lieblingswort: 51mal steht es in seinen Schriften, davon 26mal auf Jesus bezogen. Mit dem wandernden, dahinziehenden Jesus beginnt ein neuer Exodus, die Wanderschaft der Kirche, die zur Nachfolge berufen und aufgerufen ist.

Der Abschnitt 9,51 – 18,14 ist ein literarischer Block, der nur bei Lukas steht. Diese Kapitel sind eine christologische Programmschrift und die programmatische Vorausschau, wie die Jünger Jesus nachziehen sollen. Zunächst einmal geht es nach Jerusalem, die Jünger ziehen mit. Es gibt kein Zurück nach Galiläa mehr. Wer ein rechter Jünger sein will, muß sein Kreuz auf sich nehmen – täglich! – und dem Meister nachfolgen. Diese Nachfolge geht durch Heimatlosigkeit und Ungeborgenheit. Je mehr Jesus selbst auf Jerusalem zugeht, desto mehr sollen die Jünger in die existentielle Nachfolge eintreten und selbst zu Boten werden. Dabei wird keine Rücksicht auf Beerdigungsbräuche und Grußzeremonien genommen: einzig und allein das Missionsziel zählt. Darum werden die Missionare auch von Reinheits- und Speisevorschriften befreit. Zeichen des endzeitlichen Anbruchs sind die Krankenheilungen und die Wiederkehr des Friedensgrußes auf die Jünger, die ihn entbieten. Es ist der Kreislauf des Segens, die konstruktive, kommunikative Harmonie, die Gruß und Botschaft schenken.

Der Direktor des Katholischen Bibelwerkes, Professor Müller, führte mit seinen Vorträgen und den Auslegungen des lukanischen Reiseberichtes durch die Tage vor Ostern. Im Lukas-Evangelium wie auch in der Apostelgeschichte begegnen wir dem Ringen der Urgemeinde, die sich mit dem Kreuz Jesu und seinen quälenden Schatten auseinandersetzen mußte. Die Frage nach dem Warum des Leidens war ja wie eine Schranke, die die Zustimmung zum Glauben blockierte. Über dieses schier unübersteigbare Gebirge der sich auftürmenden Fragen und über den Himalaja der Leiden des Herrn, suchte die Urgemeinde Paßstraßen zu legen, Verbindungswege zu den Schriften der Väter, zu den Propheten und zu den Psalmen, in denen von den Leiden und auch vom Sieg des Gottesknechtes gekündet wurde. Der Weg nach Jerusalem war für Jesus zunächst die Straße des Todes, wurde dann aber wegen der Auferstehung die Via triumphalis in eine neue Zeit.

Für den Dreiklang der Kar- und Ostertage hätte man keinen geeigneteren Ort finden können als Weingarten, wo in der Basilika das Blut Christi verehrt wird. In der Mitfeier der Liturgie mit den Benediktinern der Abtei, beim gemeinsamen Gebet in der Hauskapelle der Akademie, bei den Vorträgen und in der Stille der Tage, bei den Mahlzeiten und beim Gespräch erfuhren sich die Teilnehmer selbst als eine kleine Jüngergemeinde, die etwas erleben durfte von der Spannkraft des Evangeliums und von der „Leuchtkraft der uralten Wunder auch noch hinein bis in unsere Tage“ (Oration nach der 3. Lesung der Osternacht).

Gott und seine Herolde

Prophetische Gottesverkündigung in der Bibel

27. – 28. Dezember
Stuttgart-Hohenheim
130 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Direktor Gebhard Fürst

Referenten:
Wolfgang Baur, Stuttgart
Professor Dr. Walter Groß, Tübingen
Dr. Reinhold Mayer, Tübingen

In Kooperation mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Stuttgart und dem Katholischen Bibelwerk findet nun schon seit Jahren die zum festen Bestandteil des Programms gewordene „Weihnachtstagung“ der Akademie statt.

Unter je verschiedenen Perspektiven verbindet Juden und Christen die lebendige Beziehung zum Buch der Bücher, zur Bibel. Johann Gottfried Herder, der bedeutende Theologe der Aufklärungszeit im Weimarer Kreis um Goethe, nennt sie den „Katechismus der Menschheit“. Und Immanuel Kant traut ihr die Kraft zu, „Religion im Herzen der Menschen zu begründen“.

Gerade in einer Zeit, in der die überkommenen religiösen Institutionen und mit ihnen die oft genug zur leeren Konvention gewordenen Formen des Redens von Gott in einer tiefen Krise stecken, muß die Bibel mit ihrer unverbrauchten Sprache ins Zentrum gerückt werden. Denn in den Seelen der Menschen erwacht gegenwärtig eine neue Religiosität, die in einer breiten Palette unkonventioneller Sprachspiele nach Ausdrucksmöglichkeiten ihrer Existenz- und Welterfahrung sucht. Nicht einem abstrakten „Gott der Philosophen“ gilt dabei das vitale Interesse, sondern einem erfahrbaren und für die Lebensgestaltung relevanten Gott, der in menschlicher Geschichte vorkommt.

Der biblische „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“ und seine jede zur bloßen Form gewordene Religiosität immer wieder aufsprenge Verköndigung durch die Propheten gewinnt in dieser Situation Aktualität und Relevanz. Denn



diese Herolde Gottes probieren in oft gewagten Sprachexperimenten durch, wie sich angesichts neuer geschichtlicher und menschlicher Herausforderungen ebenso neu, unerhört und wirksam von Gott künden läßt.

Wer der Sprache gewordenen Erfahrung Israels mit seinem Gott nachgeht, der betritt vielfach immer noch eine 'terra incognita', entdeckt Neuland und erblickt unerhörte Perspektiven auf die unauslotbare Wirklichkeit, die Israel, seine Propheten und Jesus 'Gott' nennen.

Im Wissen darum versuchte die Tagung, solche überraschenden Elemente der prophetischen Gottesverkündigung aufzuspüren.

Gott, in Strafe und Gericht der heilige Herr seines Volkes

Exemplarisch für dieses Thema interpretierte Prof. Groß den ursprünglichen, hebräischen Text der Berufungsvision des Propheten Jesaja und explizierte das darin enthaltene Gottesverständnis.

Da hörte ich die Stimme des Herrn sagen: Wen soll ich senden? Wer wird für uns gehen? Ich sagte: Da bin ich! Sende mich!

Er sagte: Geh! Und sag zu diesem Volk: Hört nur, hört! Aber versteht nicht! Seht nur, seht! Aber erkennt nicht!

Mach fett das Herz dieses Volkes! Und seine Ohren mach schwer! Und seine Augen verklebe! Damit es nicht sieht mit seinen Augen und mit seinen Ohren nicht hört und damit sein Herz nicht versteht! Und damit es nicht umkehrt und für sich nicht Heilung findet!

Da sagte ich: Bis wann, Herr? Er sagte: Bis verödet sind Städte ohne Bewohner und Häuser ohne Menschen und bis der Ackerboden verwüstet wird zur Öde.

(Jes 6,8-11)

Der aus adventlichen Texten vertraute Heilsprophet Jesaja begegnet hier in der Urfassung vorexilischer Texte als Gerichtsprophet von unerbittlicher, unüberbietbarer Härte. Er ist von Gott gesandt zur radikalen Ansage von Gericht und Untergang. Das furchterregende seines Auftrages besteht darin, daß das Volk nicht etwa durch ihn zur Rettung, sondern zur Verstockung und in den Untergang geführt werden soll. Hören soll das Volk, aber nicht verste-

hen. Sehen soll es, aber nicht erkennen. Die Unfähigkeit zur Umkehr, Israels Verstockung, ist von Gott nicht etwa nur zugelassen, sie ist vielmehr von ihm gewollt. Das Volk soll nicht umkehren. Jesaja soll erfolglos bleiben. Paradoxiertweise darf Jesaja nicht aufhören zu predigen, bis seine Verstockungsprophetie eingetreten ist: „Bis verödet sind die Städte ohne Bewohner und Häuser ohne Menschen und bis der Ackerboden verwüstet wird zur Öde.“ – Kein Grund wird angegeben, warum das Volk dies verdient hat, kein Inhalt der Verkündigung wird greifbar, nur die über Wirkung der Worte des Propheten wird berichtet: Israels Verstockung, die zur Zerstörung des Nordreiches und zum Untergang Judas führt. Jesaja ist das von Gott beauftragte, die Katastrophe bewirkende Werkzeug.

Der Verfasser dieses Textes hat die totale Gerichtsverfallenheit des Volkes erkannt und stellt sich auf diese Weise dem von ihm erfahrenen Problem eines in den Untergang führenden Unglaubens. Der Unglaube des Volkes wird aber nicht vom Menschen her, sondern von Gott her und auf ihn hin gedacht. Gott steht als souverän Handelnder im Zentrum des Textes und der Geschichte. Gott ist der heilige Herr seines Volkes. Er ist der Herr der Geschichte, auch und gerade der Geschichte, die das Volk ins Exil führt. Eine Aussage, die in ihrer Radikalität heutige Menschen an die Grenze des Denk- und Vorstellbaren führt. – Verständlich, daß dieses Gottesverständnis im Laufe der Traditions- und Redaktionsgeschichte des Textes abgeschwächt und domestiziert wurde.

Gott der jugendliche Liebhaber seines Volkes

Nicht länger nennt man dich Die Verlassene, und dein Land nennt man nicht mehr Das Ödland, sondern man nennt dich Meine Wonne und dein Land Die Vermählte. Denn der Herr hat an dir seine Freude, und dein Land wird mit ihm vermählt. Wie der Junge Mann sich mit der Jungfrau vermählt, so vermählt sich mit dir dein Erbauer. Wie der Bräutigam sich freut über die Braut, so freut sich dein Gott über dich.

(Jes 62,4-5)

Juble, Tochter Zion! Jauchze, Israel! Freu dich und frohlocke von ganzem Herzen, Tochter Jerusalem! Der Herr hat die Straferichte über dich aufgehoben, er hat deine Feinde zur Umkehr gezwungen. Der

König Israels, der Herr, ist in deiner Mitte, du hast nichts Böses mehr zu fürchten!

An jenem Tag wird man zu Jerusalem sagen: Fürchte dich nicht, Zion! Laß deine Hände nicht sinken!

Der Herr, dein Gott, ist in deiner Mitte, ein Held, der rettet. er freut sich über dich in Wonne, Er erneuert seine Liebe zu dir, Er jauchzt über dich im unartikulierten Jubelschrei.

(Zef 3,14-17)

Die Interpretation dieser beiden Texte zeigt eine im Vergleich zum vorigen Gottesverständnis ganz andere Vorstellung von Gott. Israels Schuld bleibt zwar gegenwärtig, aber sie ist aufgehoben und Gott macht den Strafgerichten ein Ende. Israel erfreut sich der Wohltaten Gottes und Gott freut sich an Israel.

In beiden Texten wird Gott vorgestellt als jugendlicher, kraftvoller Held, der sich mit seiner Braut Jerusalem vermählt und darüber in ekstatische Freude ausbricht, die sich leiblichen Ausdruck verschafft. Das Volk als Frau, an der sich Gott voller jugendlicher Vitalität erfreut! – Auch diese Gottesvorstellung, der aus Leibesfreude jauchzende Gott, ist uns heute fremd, verbinden wir doch – hier mehr der griechischen als der biblischen Tradition verpflichtet – mit Gott reine Geistigkeit. Gott, der Liebhaber seines Volkes, nicht primär des Individuums! Dieses prophetische Motiv vitalisiert die menschliche Gottesbeziehung und bereichert sie um die gesellschaftlich-kirchliche Dimension.

Der Gott der Lügenpropheten

Die Frage nach der Legitimation des Prophetentums, die sich in dem in Israel immer wieder auftretenden Streit der Propheten untereinander aufdrängt, stellt sich als unlösbar heraus. Oft genug steht prophetisches Gotteswort gegen prophetisches Gotteswort (vgl. Jer 14,13ff und Mi 3,5-8). Weder das Kriterium wunderbarer Zeichen noch das der Erfüllung prophetischer Verkündigung können als Erweis des wahren Propheten herangezogen werden. Damit steht die Glaubwürdigkeit der Propheten und letztlich die des sie sendenden Gottes auf dem Spiel. Das Problem des 'wahren Propheten' verlagert sich damit auf die theologische Ebene. Wer spricht im Namen Gottes, und wie verhält sich Gott im Konflikt der Propheten? Die ebenso überraschende wie befremdende Antwort des Alten Testaments lautet: Gott selbst schickt den Lügengeist in die Propheten (vgl. 1 Kg

22)! Gott ist derjenige, der die Propheten als seine Instrumente benützt. Das Unglück der Falschprophetie ist damit in das Geheimnis des strafenden Gottes hineingenommen. Als Resümee bleibt die dunkle und provokative Feststellung: Das Prophetentum ist nur um den Preis des Falschprophetentums zu haben.



Referate:

Alte Fragen und neue Methoden in der Geschichte des Hexenwahns

Professor Dr. H. C. Erik Midelfort, Charlottesville/Virginia (USA)

Zur theologischen Anthropologie der Hexe

Professor Dr. Dieter Harmening, Würzburg

Sozialgeschichte und Hexenverfolgung

Überlegungen auf der Grundlage einer quantifizierenden Regionalstudie (Südostdeutschland)

Dr. Wolfgang Behringer, München

Frühe Hexenverfolgungen:

Schweizerische Ketzer-, Zauber- und Hexenprozesse des 15. Jahrhunderts

Andreas Blauert, Konstanz

Volksglaube, Zauberei- und Hexenverfolgung im Tiroler Raum (15. und 16. Jahrhundert)

Dozentin Dr. Heide Dienst, Wien/Österreich

Hexenprozesse als Spiegel von Alltagskonflikten in einer Ackerbürgerstadt – dargestellt am Beispiel Horn (Grafschaft Lippe) im 16. Jahrhundert

Ingrid Ahrendt-Schulte, Bielefeld

Hexenverfolgung in Schwäbisch Gmünd

Dr. Klaus Graf, Münster

Hexenprozesse beim Württembergischen Oberrat

Anita Raith, Stuttgart

Der Hexenprozeß in der Spruchpraxis der Tübinger Juristenfakultät

Dozent Dr. Sönke Lorenz, Stuttgart

Hexenverfolgung in der Reichsstadt Esslingen

Gisela Vöhringer-Rubröder, Stuttgart

Hexenverfolgung in Rottenburg

Dr. Karl Kempf, Nagold

Hexe und Hexerei als Sammelbegriff

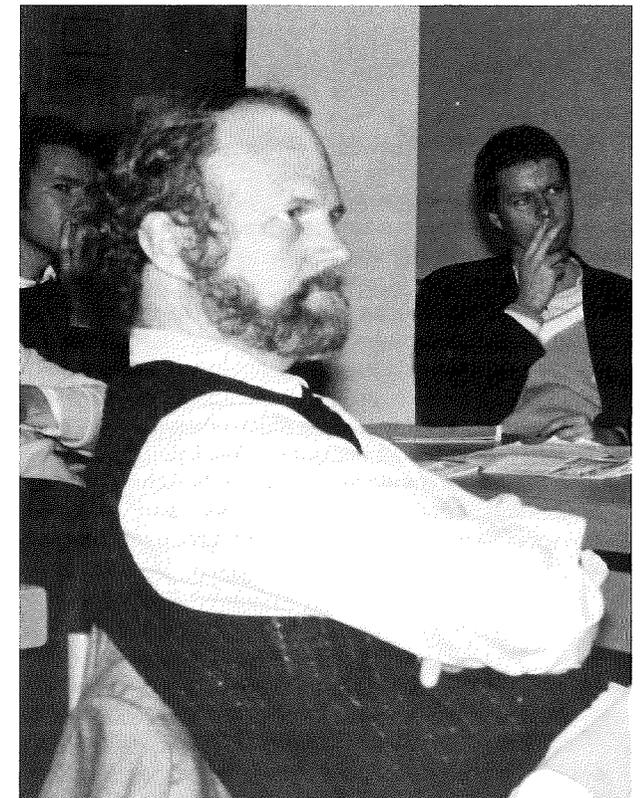
Professor Dr. Claude Lecouteux, Paris/Frankreich

Hexenverfolgung als „Vernichtung der weisen Frauen“

Kritische Auseinandersetzung mit einer populären These
Gerd Schwerhoff, Bielefeld

Das Ende der Hexenprozesse – das Ende des Hexenglaubens?

Dr. Inge Schöck, Stuttgart



Professor Midelfort. Seine Arbeit 'Witch Hunting in Southwestern Germany. 1562-1684' (1972) bildet Grundlage und Ausgangspunkt vieler neuerer Einzelforschungen. – Rechts: Andreas Blauert.

Für die Berichterstattung in den Medien steht im folgenden ein Beispiel, das auf die spezifischen Interessen der lokalen Leserschaft einer Zeitung zugeschnitten ist (Südwest Presse/Rottenburger Post vom 13. November 1986):

Lag's am Wetter?

Diözesan-Symposion über Hexenverfolgung

Warum zwischen 1566 und 1666 allein in Rottenburg um die zweihundert Leute unter dem Vorwurf der Hexerei umgebracht wurden, weiß eigentlich niemand so recht. Wollte man mit dieser Barberei wirklich „weisen Frauen“ das Handwerk legen, die für die Verbreitung empfängnisverhütender Kenntnisse sorgten? Oder wurden durch die Denunziation mißliebiger Nachbarinnen und Nachbarn nur private Rechnungen beglichen? Daß der Hexenverfolgungswahn vielleicht auch am Wetter gelegen haben könnte, erläuterte jetzt Karl Kempf aus Nagold bei einem Symposion der Akademie der Diözese Rottenburg in Weingarten.

Wie die Katholische Nachrichten Agentur (KNA) berichtet, waren laut Kempf Unwetter und Hagel der Hauptanlaß für die Verfolgung angeblicher Hexen. Denn wenn es damals in Rottenburg hagelte, vermuteten nach seinen Recherchen die armen Weinbauern, daß die Reichen das Unwetter künstlich erzeugt hätten, um den Weinpreis hochzuhalten. Die wohlhabenderen Wengerter hätten nämlich Weinberge auch in Tübingen und Herrenberg gehabt. Karl Kempf fand aber auch heraus, daß die meisten Beschuldigungen, eine Hexe zu sein, den Statthalter betrafen. Der war nämlich wegen seiner Strenge und Bestechlichkeit allgemein verhaßt.

Weil auch in Rottenburg 88 von 100 ermordeten Hexen weiblichen Geschlechts waren, zieht die Frauenbewegung bekanntlich Vergleiche zwischen der anhaltenden Unterdrückung der Frau und den Hexenverfolgungen zu Beginn der Neuzeit. Dieser Vergleich wurde bei dem wissenschaftlichen Symposion in Weingarten allerdings zerpfückt. Die anwesenden Forscher übten, wie Wiltrud Rösch-Metzler für KNA berichtet, scharfe Kritik an dem 1985 erschienenen Buch „Die Vernichtung der weisen Frauen“. Dessen Autoren Heinsohn und Steiger behaupteten, die Obrigkeit habe vor allem Hebammen zu Hexen erklärt, weil die über ein beträchtliches Wissen von Empfängnisverhütung und Abtreibung verfügten. Nach den hohen Bevölkerungsverlusten nach dem Dreißigjährigen Krieg hätten die Herrscher sich ein geburtenfreudigeres Volk gewünscht. Der Bielefelder Historiker Gerd Schwerhoff bezeichnete die Gleichsetzung von Hexerei und Geburtenkontrollen in diesem Buch als schlichtweg falsch.

Sein Kollege Klaus Graf aus Münster hat bei der Aufarbeitung von Archivmaterial herausgefunden, daß in der Hexerei auch eine überlokale und überterritoriale Gefahr gesehen wurde.

Er verglich den Terrorismus von heute mit der damaligen „Hexerei“. Das in jener Zeit als außergewöhnlich eingestufte Verbrechen habe es erlaubt, die Rechte des einzelnen außer Kraft zu setzen. Gegen die Folter, mit der von den Opfern Geständnisse erzwungen wurden, hätten sich nur sehr wenige Juristen zur Wehr gesetzt.

Je ehrbarer der Stand der Beklagten war, desto eher hätten die Juristen nach Entlastungsmaterial gesucht, berichtete der Stuttgarter Privatdozent Sönke Lorenz über die Tübinger Juristenfakultät. Und aus Rottenburg ist laut Karl Kempf der Satz überliefert: „Die Armen werden zu Asche, die Reichen greifen in die Tasche.“ Das taten die Besitzbürger, um sich von dem gefährlichen Verdacht freizukaufen. Auch in der heutigen Bischofsstadt hätten arme Leute, die der Hexerei bezichtigt wurden, seltener Gnade gefunden als Reiche. Verdachtsmomente für Hexerei ergaben sich nach Kempfs Forschungen etwa aus der Teilnahme an Hexentänzen. Man glaubte an Teufelspakte, Teufelsbuhlschaften sowie Zauberei, die Schaden an Mensch und Tier anrichteten. Meistens seien die Denunziationen von Nachbarn oder der eigenen Familie ausgegangen.

Bei dem Symposion wurde auch klargestellt, daß die Rottenburger die Schuld für die Hexenverfolgungen keineswegs auf die ferne Obrigkeit in Wien abwälzen können. Die dort tätige Forscherin Heide Dienst berichtete, daß die Zentralbehörden Österreichs großen Wert auf gerechte Prozesse gelegt hätten. In den Städten sei jedoch ziemlich willkürlich verfahren worden. Meistens hätte der Verdacht gereicht, um Hexen oder Hexer um die Ecke zu bringen. Daß in der Freien Reichsstadt Esslingen von 65 in vier Jahren geführten Hexenprozessen nur ungefähr die Hälfte zu einem Todesurteil führten, galt bei den versammelten Wissenschaftlern eher als rühmliche Ausnahme.

Offen blieben nach dem Bericht von Wiltrud Rösch-Metzler bei dem Symposion Fragen, wie Kirche und Theologie mit den Hexenprozessen zusammenhängen, weshalb vor allem Frauen als Hexen verfolgt wurden und wie stark erotische Elemente bei der Hexerei eine Rolle spielten. Wenig Aufschluß gab das Symposion auch über die Ursachen eines angeblich immer noch vorhandenen Hexenglaubens. So sind ja nach einer Umfrage der Illustrierten „Stern“ 13 Prozent der Bundesdeutschen davon überzeugt, daß es Hexen gibt. Warum sie daran glauben, konnte nicht einmal Erik Midelfort aus Virginia erklären, dessen 1972 erschienenen Buch über die Hexenverfolgungen in Südwestdeutschland als Grundlagenwerk über dieses düstere Kapitel im Zeitalter zwischen Reformation und Aufklärung gilt. Aber die Rottenburger sind mittlerweile wohl vor solchem Hexenglauben gefeit. Auf eine (allerdings unrepräsentative) Straßenumfrage der ROTTENBURGER POST antworteten alle übereinstimmend: „Nur an Fasnet.“ Da kann man Hexen hierzulande nämlich sehen und anfassen. (uck)



Aufbruch oder Restauration?

Der Weg kirchlicher Gemeinschaften im 19. Jahrhundert

Studientagung mit dem Geschichtsverein der Diözese Rot-
tenburg-Stuttgart

13. – 18. Juli
Weingarten
71 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Professor Dr. Joachim Köhler

Referate:

*Das Mönchtum in der deutschen Malerei des 19. Jahrhun-
derts*

Professor Dr. Helmut Börsch-Supan, Berlin

*Die Säkularisation und ihre Folgen für Orden und kirchliche
Gemeinschaften*

Professor Dr. Joachim Köhler, Tübingen

*Therapeutische Auswanderung in die Vergangenheit
Zur Funktion und Wirklichkeit der romantischen Mittelalter-
Rezeption*

Professor Dr. Rüdiger Krohn, Karlsruhe

Die transalpinen Redemptoristen und der „Zeitgeist“

Dr. Otto Weiß, Rom

Die benediktinische Restauration in Bayern seit 1830

Fruementius Renner OSB, St. Ottilien

Die Kongregation der Franziskanerinnen in Sießen

Sr. M. Radegundis Wespel, Generalvikarin, Sießen

*Die Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl.
Vinzenz von Paul, Untermarchtal*

Sr. Marieluise Metzger, Untermarchtal

„Caritasfrühling“ in den Diözesen Rottenburg und Freiburg

Anton Laubacher, Stuttgart

*Ordenserneuerung und Gestaltwerdung der Diakonie im
Protestantismus des 19. Jahrhunderts*

Professor Dr. Ernst A. Schering, Giessen

*Reform des Gregorianischen Chorals im 19. Jahrhundert
Schulen und Persönlichkeiten*

(Vortrag mit Musikbeispielen)

Willibrord Heckenbach OSB, Maria Laach

Französische Einflüsse:

Der Ultramontanismus im Elsaß

Professor Dr. René Epp, Strasbourg

*Kloster- und Ordensfeindlichkeit im Großherzogtum Baden
Ursachen und Triebkräfte, Konflikte und Kompromisse*

Professor Dr. Wolfgang Hug, Freiburg i.Br.

Begriff und Bewertung des Mönchtums bei Johann Adam Möhler

Reinhold Rieger, Tübingen

Pater Anselm Schott – Leben und Wirken

Msgr. Paul Kopf, Ludwigsburg

Die Beuroner Kunstschule

Dr. Harald Siebenmorgen, Schwäbisch Hall

Mönch und Nonne in der europäischen Literatur in Spätaufklärung und Romantik

(Diderot, Lewis, E.T.A. Hoffmann und Manzoni)

Dr. Wolfgang Proß, München

Form oder Inhalt? – Das kirchliche Interesse an der Betonung des Formalen und Ritualen im 19. Jahrhundert

Professor Dr. Josef Nolte, Hildesheim

Weitere Veranstaltungsteile:

Schlußdiskussion mit Prof. Dr. Joachim Köhler, Sr. Marie-luise Metzger, Prof. Dr. Josef Nolte, Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Abt Dr. Lukas Weichenrieder OSB und Generalvikarin M. Radegundis Wespel

Eintägige Exkursion nach Beuron

Leitung: Wolfram Noeske, Tübingen

Kleines Orgelkonzert in der Basilika

Stefan J. Bleicher, Salzburg

Ein Großteil der Beiträge dieser Studientagung wird im Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte (Bd. 6, 1987) erscheinen.

Im Katholischen Sonntagsblatt vom 24. August 1986 wurde berichtet:

Als die Orden vor dem Neuanfang standen

Einem kirchengeschichtlich brisanten Thema stellte sich die diesjährige Studientagung des Geschichtsvereins der Diözese, die wiederum zusammen mit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Weingarten veranstaltet wurde. Es ging um „Aufbruch oder Restauration? – Der Weg kirchlicher Gemeinschaften im 19. Jahrhundert.“

Mehrere Strömungen spielen in die Entwicklung herein. Die Bewegung der Aufklärung stellte die kirchlichen Orden und Gemeinschaften in ihrer Existenz in Frage. Die Säkularisation, die Verstaatlichung des Kirchengutes und die Beseitigung der Klosterstaaten entzog den Orden die wirtschaftliche Grundlage. Bis auf wenige Gemeinschaften, die sich der Krankenpflege und Erziehung widmeten, waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts alle Klöster in Deutschland aufgehoben.

Die Studientagung ging besonders der Frage nach, wie es zur Wiederbelebung von Orden und kirchlichen Gemeinschaften kam.

Der „Kahlschlag“ der Säkularisation wurde verschieden gedeutet. Zeitgenossen hofften, durch die Abstreifung der weltlichen Macht „zur wahren Kirche“ durchzudringen; die spätere Geschichtsschreibung sprach von einem Unrechtsakt, dem man nur durch strenge (römische) Geschlossenheit widerstehen könnte. Die Entdeckung des Mittelalters durch die Romantik förderte die kirchliche Atmosphäre.

Neuer Spielraum nach Zeit der Lähmung

In Bayern profitierte man von der Vorliebe König Ludwigs I. für die Benediktiner (Metten 1830). Dazu kamen als Volksmissionare die Redemptoristen. In Württemberg konnten Männerklöster erst nach 1919 wieder errichtet werden. Frauenklöster durften sich seit der Jahrhundertmitte niederlassen (Schwäbisch Gmünd/Untermarchtal mit Vinzentinerinnen, Franziskanerinnen in Sießen). Beide Kongregationen sind bischöflichen Rechts, die Aufgaben liegen im Schul- und Krankendienst.

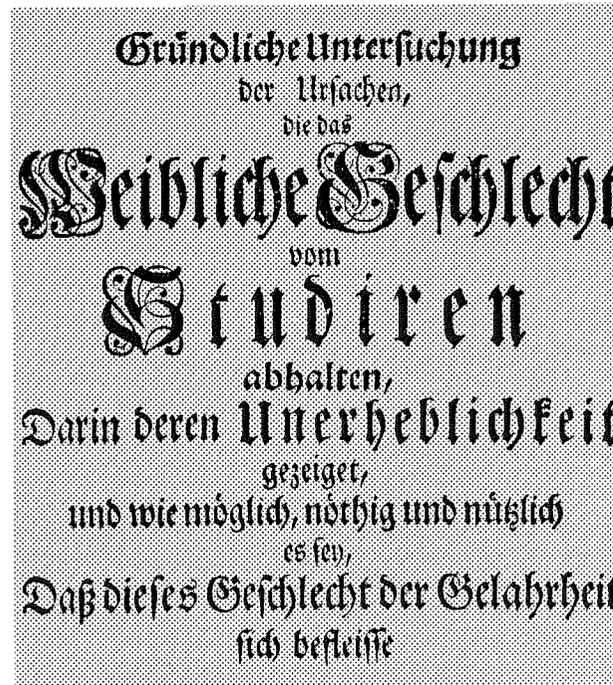
Auch theologische, literarische und künstlerische Perspektiven zeigten auf, wie sich die Kirche nach einer Zeit der Lähmung wieder Handlungsspielraum verschaffte. Die Gregorianik in Beuron, Anselm Schotts Volksmeßbuch, die Beuroner Kunstschule sind Beispiele dafür, daß sich die Kirche in der Besinnung auf die Tradition im 19. Jahrhundert wieder festigte und den eigentlichen Aufbruch in die Zukunft in diesem Jahrhundert mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (Oktober 1962 bis Dezember 1965) wagte. (go)

Eva – Verführerin oder Gottes Meisterwerk?

Philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung

20. – 21. September
Stuttgart-Hohenheim
175 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer



In der gegenwärtigen historischen Frauenforschung, deren Bemühen es ja sein muß, unter besonderer Berücksichtigung der Frauen in der Geschichte sowie des Verhältnisses der Geschlechter zueinander unsere gesamte kulturelle Tradition aus den Quellen neu zu erarbeiten, fand die Entwicklung des abendländisch-christlichen Menschenbildes bisher noch keine genügende Beachtung. Für die heutige Diskussion um das Verhältnis der Geschlechter zueinander und für eine philosophisch-theologische Grundlegung aktueller „Frauenfragen“ besonders interessant ist die „Querelle des Femmes“ der frühen Neuzeit: ein seit der Renaissance in allen europäischen Ländern intensiv geführter Streit um die intellektuelle und moralische Ebenbürtigkeit bzw. Unterlegenheit des weiblichen Geschlechts.

Referate:

*Philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung
Eine Einführung*
Professor Dr. Dr. h.c. Elisabeth Gössmann, Tokyo/Japan

*Die Frau: (nur) Abglanz des Mannes?
Zur Wirkungsgeschichte biblischer Texte im Hinblick auf
das christliche Frauenbild*
Dr. Helen Schüngel-Straumann, Köln

*„Der vermessene Mensch“
Mann und Frau in der Anthropologie der Renaissance*
Professor Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, München

*Henricus Cornelius Agrippas 'Declamatio de nobilitate et
praecellencia foeminei sexus' und die 'Disputatio nova qua
probatul mulieres homines non esse' des Valentinus Acidalius – zwei konträre Positionen im Frauenbild des 16.
Jahrhunderts?*
Jörg Jungmayr, Berlin

*Moderata Fonte: 'Il merito delle donne'
Warum die Frauen würdiger sind als die Männer*
Dr. Mara Huber-Legnani, Freiburg i.Br.

*Die „Päpstin Johanna“
Zur vor- und nachreformatorischen Rezeption ihrer Gestalt*
Professor Dr. Dr. h.c. Elisabeth Gössmann, Tokyo/Japan

Im folgenden eine Kostprobe aus dem kleinen Dialogwerk über die Verdienste der Frauen, das Frau Dr. Huber-Legnani vorstellte. Die Verfasserin, Moderata Fonte (1555–1592), ist zeitlich die erste im „Venezianischen Dreigestirn“, in dem manche die „Wiege des modernen Feminismus“ sehen.

Der Mann in der Ehe (sagte Corinna), also vereint mit der Ehefrau, hat etwas Gutes in sich, was ich nicht leugne; ohne diese Hilfe jedoch ist er sozusagen genau so wie eine Lampe, die nicht brennt: in sich ist sie zu nichts gut, aber wenn in ihr Licht ist, ist sie nützlich im Hause. Wenn also der Mann in sich etwas sittlich Gutes hat, so hat er es von der Frau, mit der er umgeht, sei es die Mutter, Schwester, Amme oder Ehefrau. Im Laufe der Zeit kann er nicht umhin, die eine oder andere gute Eigenschaft von ihr anzunehmen. Abgesehen von dem guten Beispiel, das sich der Mann an den Frauen nimmt, vollbringt er ja alle schönen und tugendhaften Taten ihnen zuliebe; da er sich nämlich ihrer Gunst unwürdig schätzt, läßt er sich etwas einfallen, sich ihnen irgendwie angenehm zu machen. Wenn also der Mann sich Mühe gibt, Fähigkeiten erwirbt, wenn er höflich, aufmerksam und ansehnlich wird, kurz, wenn er sich tausend schöne und angenehme Gaben aneignet, so sind für all dies die Frauen die Ursache. So geschah es zum Beispiel mit Simon und vielen anderen.

Wenn das wahr wäre, sagte da Verginia, daß die Männer so unvollkommen wären, wie Ihr sagt, warum sind sie uns dann in jeder Hinsicht übergeordnet?

Darauf antwortete Corinna: Diesen Vorrang haben sie sich selbstherrlich angemacht, daß wir – sollten sie recht haben – ihnen unterworfen sein müssen: wir sind ihnen allerdings so unterworfen, wie wir das auch aller Schmach, allen Schwächen und anderen Mißlichkeiten dieses Lebens sind. Das ist nicht die Unterwerfung des Gehorsams, sondern die der Geduld; nicht ihnen dienen mit Furcht, sondern sie ertragen mit christlicher Liebe, weil sie uns zu unserer geistlichen Übung gegeben sind. Aber dies nehmen sie uns und geben ihm den entgegengesetzten Sinn. Sie wollen uns tyrannisieren und reißen eigenmächtig die Herrschaft an sich, die sie über uns haben wollen, aber die doch wir über sie haben sollten. Denn es ist ja klar, daß sie dazu angelegt sind, sich außer Haus zu schinden und zu mühen, wie in Meiereien und Gutshöfen, um uns die Möglichkeit zu verschaffen, behaglich im Haus zu sein und als Herrinnen zu befehlen.

Und deshalb sind sie von Natur aus kräftiger und stärker als wir: damit sie den Mühen unseres Dienstes standhalten.

Für soviel Mühe und Schweiß, sagte Lucrezia, den sie für uns vergießen, belohnt Ihr sie also so schlecht, daß Ihr bereit seid, sie derart zu verachten. Und doch wißt Ihr, daß sie früher als wir entstanden sind; und wir brauchen ihre Hilfe, wie Ihr selbst eingesteht.

Daß sie früher als wir entstanden sind, antwortete Corinna, begründet nicht ihren, sondern unseren Vorrang. Sie sind nämlich aus unbeseelter Erde entstanden, damit wir aus lebendigem Fleisch hervorgingen. Und dann, was beweist diese frühere Entstehung? Zuerst baut man in der Erde Fundamente ohne Wert oder Anmut, und darauf errichtet man dann die prächtigen Gebäude und geschmückten Paläste; in der Erde ernähren sich zuerst die einfachen Samen, daraus öffnen sich dann die süßesten Blumen: es erscheinen die lieblichen Rosen und die bewunderten Narzissen. Außerdem wurde bekanntlich Adam oder der erste Mann in den Feldern bei Damaskus erschaffen, aber die Frau wollte Gott wegen ihres höheren Adels im irdischen Paradies erschaffen. Wir sind den Männern Hilfe, Ehre, Heiterkeit und Gesellschaft, aber weil sie unseren Wert sehr gut kennen und uns unser Verdienst neiden, suchen sie uns zu vernichten. Nicht anders macht es der Rabe: wenn ihm weiße Junge geboren werden, beneidet er sie so sehr, weil er sieht, wie schwarz er selbst ist, daß er sie aus Haß tötet.

Eine Tagungsdokumentation ist bei der Akademie erhältlich: HOHENHEIMER PROTOKOLLE, Bd. 21.



Liebe und Partnerschaft

Zur Entwicklung der Liebe im Erwachsenenalter

26. – 27. April
Stuttgart-Hohenheim
84 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer

Referate:

Entdeckung der Liebe im Mittelalter
Professor Dr. Peter Dinzelbacher, Stuttgart

Liebe in der Romantik
Dozent Dr. Hartwig Schultz, Frankfurt a.M.

Der Mythos der „romantischen Liebe“ – Faszination des Anfangs

Zur ersten Phase der Partnerschaft

Dipl.-Psych. Norbert Kellerbauer, Stuttgart

Partnerwahl – Partnerschaft – Elternschaft:

von der romantischen Liebe zur Verantwortung für den andern

Professor Dr. Erhard Olbrich, Erlangen

„Ohne dich bin ich nichts!“

Liebe und Partnerschaft in theologischer Sicht

Professor Dr. Arno Schilson, Mainz

Ehe (als Lebensform, unabhängig von der rechtlichen Verfaßtheit) entbehrt heute vieler, in der Vergangenheit gegebener sozialer Stützfaktoren, gründet – mindestens dem angestrebten Ideale nach – auf einer reinen Liebesbeziehung. Solche „hochpersonalisierte Intimgemeinschaft“ ist aber in besonderem Maße in Gefahr zu scheitern. Schwierigkeiten in der Partnerschaft, Ehescheidungen lassen sich häufig darauf zurückführen, daß es den Partnern nicht gelungen ist, die „romantische Liebe“ des Anfangs weiterzuentwickeln zu einer reiferen Form liebender Verantwortung für den anderen.

Liebe, dieses „der Sexualität entspringende, wertbesetzte Gefühl, das, auf ein Gegenüber gerichtet, diesem vor allen anderen Menschen etwas Besonderes verleiht“, dieses „psychosomatische Syndrom des Angezogenwerdens und Begehrens“, wird meist unreflektiert als konstante Empfindungsweise des Menschen durch alle Zeiten und Kulturen vorausgesetzt. Doch ist die Empfindungsweise der Liebe, die der unseren ziemlich nahezu stehen scheint, in unserer Geschichte erst seit dem hohen Mittelalter greifbar – einer Zeit, in der ja überhaupt die wesentlichen Grundlagen der europäisch-abendländischen Kultur und damit auch noch unserer Gegenwart ausgeprägt wurden. Die „Geburt des Individuums“ vollzog sich nicht nur auf der Ebene der Rationalität, der reflektierenden Vernunft, sondern auch im Bereich unmittelbaren Erlebens und Fühlens. Dies wurde in der Romantik in eigener Form wieder aufgenommen und intensiviert; ein Ergebnis, beispielgebende Idealvorstellung bis heute: die „romantische Liebe“.

Eine Tagungsdokumentation ist bei der Akademie erhältlich: MATERIALIEN 9/1986.



Auf dem Weg in eine Alten-Gesellschaft

Daten von heute – Probleme von morgen

28. Juni
Stuttgart-Hohenheim
43 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:
Professor Dr. Henrik Kreutz, Erlangen
Dr. Gerhard Kühlewind, Nürnberg
Professor Dr. Winfried Schmähel, Berlin
Professor Dr. Max Wingen, Stuttgart

Stuttgarter Zeitung vom 30. Juni 1986

Der 'Kuchen' muß bald neu verteilt werden Schwierige Probleme auf dem Wege in eine 'Alten-Gesellschaft'

Mehr als ein Drittel der Bundesbürger wird im Jahr 2030 über 60 Jahre alt sein, wenn Schülerberge längst graue Vorzeit sind, aber „Pillenknicke“, hohe Scheidungsraten und ungewollte Kinderlosigkeit zu lediglich sieben bis acht Millionen junger Menschen in unserem Staat führen werden. Zu diesen Daten des Statistischen Bundesamts kommen noch bedrohliche Zahlen im Hinblick auf den Bevölkerungsrückgang: Im Jahr 2030 werden 18 Millionen Bürger weniger als heute in der Bundesrepublik leben, und die Einwohnerzahl wird mit 30 Millionen im Jahr 2050 wieder auf den Stand von 1900 zurückgefallen sein.

Schwund und Alterungsprozeß haben am Wochenende die Katholische Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Hohenheim mit einer Tagung nach dem „Weg in eine Alten-Gesellschaft“ fragen lassen. Für Dr. Gerhard Kühlewind vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit wiegt der steigende Anteil alter Menschen schwerer als der Bevölkerungsrückgang. Technischer Fortschritt und Auslandsorientierung würden unter anderem nach

1990 Arbeitslosigkeit abbauen und den vorhandenen Kuchen, von dem alle zu leben hätten, nicht kleiner werden lassen. Allerdings sei eine neue Verteilung unabdingbar.

Daß hier die Politiker als erste gefordert sind, unterstrich Professor Dr. Winfried Schmähel, Volkswirtschaftler an der Freien Universität Berlin. Er kritisierte, daß bisher lediglich Einzelmaßnahmen in der Rentenfrage diskutiert worden seien, anstatt ein klares Ziel zur Sicherung vorzustellen. Dabei habe man viel Vertrauen verspielt.

Für die nächste Legislaturperiode forderte er eine klare Trennung bei der Rentenfinanzierung aus Beiträgen auf der einen und Mitteln des Staatshaushalts auf der anderen Seite. Die allgemeine Grundrente, die jeden gleichermaßen bedenke, lehnte er ab und wollte vielmehr das Prinzip Leistung/Gegenleistung gewahrt wissen. Dies würde den individuellen Bedürfnissen besser gerecht. Professor Schmähel prophezeite höhere Beiträge, während sich die Renten nicht wie bisher dem Einkommen der Berufstätigen anpassen könnten. Außerdem müsse das Rentenalter stufenweise bald wieder heraufgesetzt werden, weil sich die Gesellschaft das gegenwärtige

Durchschnittsalter von 58 Jahren als Abschied aus der Arbeitsphase des Lebens nicht länger werden können, es sei denn bei geringeren Bezügen. Auch die Teilzeitarbeit werde individuell gestaffelte Renten bedingen.

Bleibe das jetzige System unangetastet, so Schmähl, würden sich die Beitragssätze in den nächsten fünf Jahrzehnten verdoppeln, während die Renten auf die Hälfte zurückgingen. Im übrigen dürften andere Arten der Altersversorgung, wie die der Beamten, bei einem Wandel nicht „im Windschatten“ bleiben. Informationen der Bürger und klare Konzepte bei den Parteien seien Voraussetzungen dafür, daß Widerstände der Beitragszahler und Ängste der Alten abgebaut würden.

Mit Spannungen zwischen alt und jung befaßte sich der Soziologe Dr. Henrik Kreutz von der Universität Erlangen. In der Abgrenzung der Jugendlichen sah er einen Protest gegen die Etabliertenhaltung der beiden „Gründergenerationen“ nach dem Zweiten Weltkrieg. Man war sich im übrigen darin einig, daß es bei dem notwendigen Wandel nicht ohne Leidensdruck in allen Generationen abgehen werde. (ese)

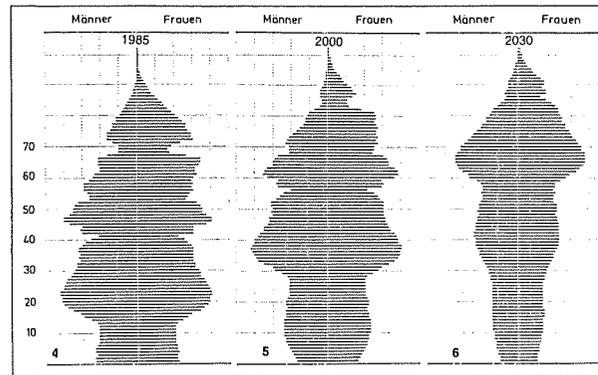
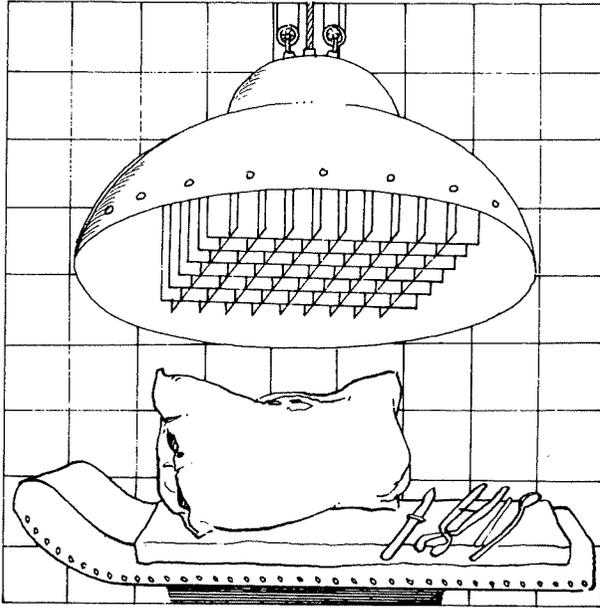


Abb. 4–6. Modellrechnung der Altersstruktur der Deutschen für das Jahr 1985, 2000 und 2030.

Medizinethik und Gesundheitspolitik

Das Bedürfnis einer tragfähigen medizinischen Ethik wächst zusehends. Einer Ethik, die dem menschlichen Leben dienen soll, geht es nicht nur darum, Mißbrauch zu steuern, Fehlverhalten zu verhindern, sondern vor allem auch darum, das, was wir tun und bewirken können, unter das Maß der Menschlichkeit, der Menschenwürde zu bringen.

Themen der medizinischen Ethik sind seit Jahren in der öffentlichen Diskussion: Schwangerschaftsabbruch, Menschenversuche, genetische Manipulation, Sterbehilfe, Organtransplantation, Katastrophenmedizin, extrakorporale Befruchtung mit Embryotransfer, Suizid usw. Im Kontext dieser Diskussionen geht es immer um die eigentlichen ärztlichen Therapieziele. Diese wiederum sind untrennbar verbunden mit anthropologischen, ethischen Grundkategorien, hinter denen weltanschauliche und religiöse Grundüberzeugungen stehen. Es liegt auf der Hand, daß Theologie und Kirche – gerade auch mit der Institution einer kirchlichen Akademie – sich an diesem Diskurs beteiligen muß und sich im Dialog theologisch-anthropologischer Positionen argumentativ einbringt.



Design: Dieter Groß

Im Grenzbereich von Leben und Tod

Krebstherapie und Organtransplantation

20. – 21. November
Weingarten
91 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referenten:

Pfarrer Rainer Bareis, Klinikseelsorger, Tübingen
Dolores Lenz, Onkologische Laienhelferin, Mainz
Dr. Heinz-Josef Lenz, Arzt, Tübingen
Professor Dr. Gerhard Meuret, Chefarzt, Ravensburg
Privatdozent Dr. Gottfried Müller, Oberarzt, Tübingen

Im Grenzbereich von Leben und Tod stellen sich durch die Entwicklung der medizinischen Forschung und Technik immer drängendere ethische Fragen. Unbestritten sind die beeindruckenden Möglichkeiten der Hochleistungsmedizin. Therapeutische Erfolge, die vor Jahren noch undenkbar waren, sind heute realisierbar und morgen vielleicht Routine. Demgegenüber dürfen allerdings die Bedenken und Fragen nicht übersehen werden. Wo schlägt sinnvolle Lebensverlängerung um in eine Lebensverlängerung um jeden Preis oder in eine Verlängerung des Sterbens? Wer entscheidet bei begrenzten Ressourcen nach welchen Kriterien über den Einsatz von Intensivmedizin und damit nicht selten auch über Leben und Tod? Schließlich der Vorwurf an die „Apparate-Medizin“: Können hier die humanen und personalen Belange noch hinreichend berücksichtigt werden?

Professor Dr. Meuret, Chefarzt der Medizinischen Klinik Elisabethenkrankenhaus Ravensburg, informierte umfassend über die Situation und mögliche Entwicklungen in der Krebstherapie: Krebserkrankungen (mehr als hundert Arten sind bekannt) sind insgesamt jetzt und in naher Zukunft letztlich nicht heilbar, wobei es Ausnahmen in bestimmten Bereichen gibt. Dennoch: die Summe der heute zur Verfügung stehenden Therapien in verschiedenen Kombinationen können die Lebensqualität des Patienten erheblich verbessern und eine sinnvolle Lebensverlängerung ermöglichen.

Dr. Gottfried Müller, Oberarzt an der Chirurgischen Universitätsklinik Tübingen, referierte zum Thema „Organtransplantation – Situation und mögliche Entwicklungen“. Trotz gewisser Transplantationsroutine bleibt die Frage der Kriterien für eine Transplantation schwierig. Engagiert diskutiert wurden die Fragen: Wieweit können potentielle Empfänger von Spenderorganen über mögliche, auch längerfristige Risiken aufgeklärt werden? Wie läßt sich „Nachfrage und Angebot“ von Spenderorganen besser abstimmen? Brauchen wir eine Zustimmungs- oder Ablehnungserklärung? Unter welchen Umständen ist eine freiwillige Organspende gesunder Menschen vertretbar? Welche Kriterien gelten für die Entnahme der Organe bei Hirntoten?

In dem Beitrag „Angesichts des Lebens sterben, angesichts des Sterbens leben“ berichtete Frau Dolores Lenz, onkologische Laienberaterin im ZDF und selbst Krebspatientin, für alle Teilnehmer eindrucksvoll über ihren Lebensweg, gerade auch wie dieser in der Krebserkrankung eine Wende vollzogen hat bis hin zu der Aussage: „Heute

möchte ich meinen Krebs nicht mehr missen, und ich möchte ihn auch gar nicht vergessen, denn durch diesen tiefen Einschnitt erlebe ich heute ein erfülltes, bewußtes Leben, ein Leben, das meinem Wesen entspricht, und ich glaube, daß ich durch diese Fülle und Intensität auch heute in der Lage wäre, das Leben loszulassen, wenn ich nicht mehr leben dürfte.“

Im Zusammenhang der Gespräche dieser Tagung sind einzelne Problemfelder deutlicher im Blick:

Das Bewußtsein, daß alles machbar ist, wird durch die Gigantomie der Medizin bei Patienten immer mehr verstärkt. Daß Krankheit und auch Sterben zum Leben gehören, wird dabei häufig verdrängt. Sie sind im Bewußtsein vieler immer weniger eine Lebenswahrheit, eher eine Katastrophe.

Organtransplantationen werden immer mehr Routine, dabei die Wartelisten immer länger. Es fehlt an Organspendern. Die Zurückhaltung vieler, durch eine entsprechende Erklärung ihre Organe nach dem Tod zur Rettung anderer zur Verfügung zu stellen, ist in der subjektiven Angst begründet, vielleicht zu schnell für tot erklärt zu werden. Die Feststellung des Hirntodes jedoch unterliegt solch strengen Kriterien, daß diese Gefahr nie besteht.

Krebspatienten mit infauster Prognose werden in ihrem Sterbeprozess generell noch zu viel behandelt und zu wenig begleitet. Dieses Defizit spricht auch der nachfolgende Bericht von Wiltrud Rösch-Metzler über eine Tagung in Weingarten aus.

Stuttgarter Nachrichten vom 12. Dezember 1986

Der Tod in der Klinik

Zuwendung für Sterbende

In deutschen Krankenhäusern fehlt es immer noch an genügend menschlicher Zuwendung gegenüber Schwerkranken und Sterbenden. Der am Ende des Lebens Angekommene paßt nicht mehr in die Zielsetzung des Heilens und Wiedergesundmachens. Die Medizin tut sich schwer, sich zu bescheiden und „nur“ noch das Leiden zu lindern, Schmerzen in Grenzen zu halten, den Patienten „nur“ noch zu pflegen.

An dieser Stelle setzt die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart an. In Seminaren mit Krankenschwestern und Krankenpflegern versucht sie, auch ihnen etwas vom Schrecken vor dem Tod zu nehmen und dem Sterben in der Klinik wieder etwas von seiner Würde zurückzugeben. Beim jüngsten Seminar für Krankenpflegeschüler in Weingarten kreiste das

Vom Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden

Tagung für Krankenpflegeschüler

20. – 23. Mai
Stuttgart-Hohenheim
32 Teilnehmer

3. – 5. Dezember
Weingarten
27 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referentin:
Elisabeth Wunderli, Zürich

Gespräch ständig um das von schwerkranken Patienten und ihren Angehörigen oft erlebte Dilemma: Nur der Arzt darf Auskunft über die Krankheit geben. Nicht jeder Doktor aber klärt auf, und nicht jeder Patient verträgt die Wahrheit über sein Leiden. Die Frage „Wie steht es um mich?“ wird auch leichter an Schwestern und Pfleger gestellt. Der Kranke wendet sich eher an sie als an den Arzt. Wie sollen sie sich dann verhalten?

Schwester berichteten dazu von ihren persönlichen Erfahrungen mit einer jungen Frau, die an einem Gehirntumor litt und nur noch kurze Zeit zu leben hatte. Ihre Mutter verhinderte, daß die Kranke die Wahrheit über ihren wirklichen Zustand erfuhr. Jedesmal betreten die Schwestern das Kran-

kenzimmer mit Herzklopfen. Sie hatten Angst vor den Fragen. In diesem Fall kam der Arzt seiner Aufklärungspflicht mit Rücksicht auf die Mutter nicht nach, und die Schwestern durften der jungen Frau nicht antworten.

Viele Schwerkranke empfinden es als Erleichterung, über ihre Krankheit informiert zu werden. Es beginnt dann für sie eine heftige Auseinandersetzung mit dem Tod und schließlich ein Sich-darein-Fügen. Aber auch das Gegenteil erleben die Schwestern, das Verdrängen des Leidens und des Todes und zum Teil aggressives Sich-Wehren.

Die meisten Todkranken äußern den Wunsch, zu Hause sterben zu dürfen. Vielfach ist dies aber wegen der engen Wohnverhältnisse und der Situation der Kleinfamilien nicht mehr möglich. Entscheidend ist jedoch nicht, wo einer stirbt, sondern wie er stirbt, daß jemand da ist und Beistand leistet. In den Krankenhäusern ist man, so die Erfahrung von Schwestern und Pflegern, so beschäftigt mit dem Verordnen von Tabletten und Infusionen, „daß man keine Zeit für die Seele des Patienten hat“. Das Gespräch, die so notwendige liebevolle Geste kämen oftmals zu kurz.

In dem Gespräch über den menschlichen Tod in der Klinik richtete sich der Blick immer wieder auf England. Dort gibt es Hospize für Todkranke, die keine Überlebenschance mehr haben und die auf jede Therapie verzichtet haben. Die seelische Betreuung und die Schmerzbehandlung sind in diesen Häusern optimal. Sie kommen ohne Apparatedizin aus. Dafür ist die menschliche Nähe gewährleistet, denn es gibt hier genauso viele Pflegekräfte wie Patienten. In München soll bald das erste von einem privaten Verein getragene Hospiz mit ähnlichem Konzept entstehen. (Wiltrud Rösch-Metzler)

Was alte Menschen brauchen

Sozial- und medizinethische Probleme der Geriatrie

4. Oktober
Stuttgart-Hohenheim
153 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referent:
Professor Dr. Paul Sporcken, Lehrstuhl für Medizinische Ethik, Universität Maastricht

Gesprächspartner:
Pfarrer Anton Durner, Krankenhausseelsorge Stuttgart
Dipl.-Soz. Päd. Elfi Eichhorn-Kösler, Offene Altenhilfe Ulm
Manfred King, Leiter Altenwohnanlage Stuttgart-Neugereut
Dr. Friedrich Sander, Arzt, Reichenbach
Marlene Winkels, Caritasverband für Württemberg, Stuttgart

Die Lebenserwartung steigt. Die Geburtenrate stagniert auf einem Tiefpunkt. Bei abnehmender Bevölkerung wird der Anteil der älteren Menschen immer größer. Die Zahl der sehr alten Menschen steigt stetig an. Wenn zu Recht das Alter zunehmend als aktiv zu gestaltende Lebensphase verstanden wird, darf aber zugleich nicht übersehen werden, daß Alter häufig auch verbunden ist mit chronischer Erkrankung, Behinderung und Isolation. Dies stellt die Familie und die sozialen Dienste vor neue Aufgaben. Diese Tatsache mit all ihren Implikationen ins Gespräch zu bringen, war Ziel dieser Tagung.

Alte Menschen dürfen nicht wie Unmündige behandelt werden

Kritik an Sozialpolitik – Vereinsamung aus Personalmangel

Alte Menschen werden viel zu oft behandelt, als könnten sie wie Unmündige nicht selbst über ihr Schicksal entscheiden. Darauf hat Prof. Paul Sporcken, Medizinethiker von der Universität Maastricht/Niederlande, am Wochenende in der Katholischen Akademie Stuttgart vor 200 Ärzten und Schwestern aus der Altenhilfe aufmerksam gemacht.

Die Kostendämpfungspolitik überdeckt nach Ansicht von Sporcken, daß es mit Pflegeheimplätzen und offener Hilfe noch nicht getan ist. Wegen zu knapper personeller Ausstattung komme die notwendige menschliche Begleitung der älteren Mitbürger zu kurz. Damit werde der vom alten Menschen gesuchte „Platz zum Leben“, die vor Vereinsamung schützende Zuwendung und das Wohlbefinden in einem echten Zuhause gefährdet, kritisierte Sporcken die Sozialpolitik.

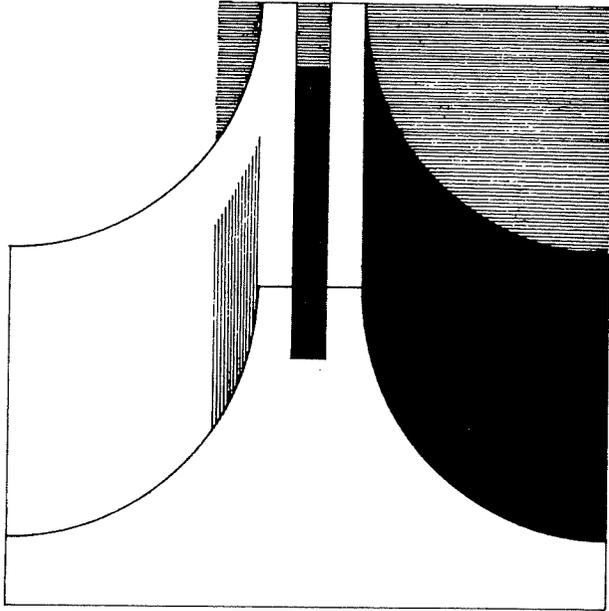
Familien, Heime, Medizin und Altenpflege haben sich, wie bei der Tagung deutlich wurde, auf eine veränderte Situation einzustellen. Einerseits wird das Alter heute zu Recht als aktiv zu gestaltende Lebensphase verstanden. Andererseits darf aber auch nicht übersehen werden, daß zunehmendes Alter häufig verbunden ist mit Behinderung, Isolation und Krankheit. Um beidem gerecht zu werden, darf die sozialpolitische

Diskussion nach Meinung von Prof. Sporcken nicht bei den Betten- und Heimzahlen stehenbleiben und die menschlichen Belange übersehen. An das Pflegepersonal würden immer höhere Anforderungen gestellt, weil immer mehr hochbetagte und hilfsbedürftige alte Menschen in die Heime kommen. „Wenn Mitarbeiter überfordert werden, ziehen sie sich auf den materiellen Teil der Arbeit zurück. Es bleibt dann zu wenig Zeit und Energie für die menschlichen Aspekte wie Zuwendung und Gespräch. Das führt zu Unzufriedenheit auch bei den Mitarbeitern“, erklärte Sporcken.

Der Medizinethiker plädierte für ein grundsätzliches Entscheidungsrecht des alten Menschen. Er müsse die Einweisung in das Krankenhaus, eine belastende Diagnostik und therapeutische Maßnahmen auch ablehnen können. Meist werde auch übersehen, welche Verunsicherung der Umzug in ein Altenheim eines anderen Ortes oder Stadtteiles für einen alten Menschen bedeute. Wenn ein solcher Einschnitt vom Personal nicht aufzufangen sei und nicht das Gefühl eines neuen Zuhauses entstehe, könne das Schlimmste eintreten, was einem Menschen nur passieren könne: das Empfinden, allein und im Stich gelassen zu sein, betonte Prof. Sporcken.

**Der Mensch hat zwei
Grundängste:
Die Angst, etwas zu verlieren
und die Angst, etwas zu
verpassen.**

Jörg Splett



Design: Dieter Groß

Zukunft der Wirtschaft – Zukunft der Arbeit

Überlegungen zu einer ethischen Gestaltung

20. – 22. Juni
Stuttgart-Hohenheim
118 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth, Stuttgart
Klaus Lauck, Karlsdorf-Neuthard
Rainer Öhlschläger, Weingarten

Der tendenzielle wirtschaftliche Aufschwung in der Bundesrepublik in den letzten Jahren – positive Wachstumsraten des realen Sozialproduktes, Stabilisierung des Preisniveaus, Verbesserung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit – hat keinen nennenswerten Rückgang der Arbeitslosenzahlen bewirkt. Die Erfahrung dieser Jahre zeigt: der komplementäre Charakter der Ziele Wachstum und Vollbeschäftigung verliert an Plausibilität. Deshalb zieht sich wie ein roter Faden durch alle Beiträge die Frage nach den Möglichkeiten und Chancen einer Umverteilung der Erwerbsarbeit auf alle, die arbeiten wollen und können.

Referate:

Eine neue arbeitsethische Inspiration der Marktwirtschaft
Professor Dr. Friedhelm Hengsbach S. J., Frankfurt

Die Krise der Wettbewerbsgesellschaft
Willi Haller, Aldingen

Integrale Strategien der Arbeitsumverteilung
Professor Dr. Fritz Vilmar, Berlin

Der Streit um kollektive Arbeitszeitverkürzung – eine Zwischenbilanz aus volkswirtschaftlicher Sicht
Dr. Peter Anselm Görres, München

Arbeitsumverteilung als Männerproblem – Grenzen des Wertewandels
Gisela Erler, München

Interessengerechte Arbeitszeitsysteme
Michael Weidinger, Berlin

Neue Arbeitszeitsysteme – vor allem auch ein Frauenthema
Monika Jaeckel, München
Dagmar Schweizer, München

Arbeitsumverteilung und Tarifpolitik
Dr. Andreas Hoff, Berlin

Arbeitslosigkeit zum gesellschaftlichen Konflikt machen?
Professor Dr. Peter Grottian, Berlin

Wieviel Arbeit dürfen wir uns leisten? Über die Fragwürdigkeit der These „Vollbeschäftigung durch Wachstum“
Heinz Friedrich, Immenstaad

Assoziative Wirtschaft – Plädoyer für eine gerechte Wirtschaftsordnung
Helmut Hagenauer, Trossingen

Biblisch-theologische Leitbilder für zukünftiges Arbeiten und Wirtschaften
Klaus Fütterer, Bad Boll

Mit organisatorisch-technischen Varianten von Arbeitszeitverteilung, -verkürzung und -flexibilisierung allein sind die Probleme des Arbeitsmarktes jetzt und künftig sicher nicht zu lösen.

Von einer „neuen arbeitsethischen Inspiration“ war die Rede, vom Gebot der „Beteiligungsgerechtigkeit“, von einer mehr „mitarbeiterorientierten Unternehmensverfassung“, von einem „geistig-sozialen Impuls“. Und dies war auch zugleich der Hintergrund, auf dem Handlungsmöglichkeiten engagiert diskutiert wurden.

Professor Dr. Friedhelm Hengsbach: *Bei der Neuverteilung der Arbeit müssen die drei Bereiche der geschlechtsgebundenen, internationalen und intertemporalen Arbeitsteilung berücksichtigt werden.*

Die bestehende geschlechtsgebundene Arbeitsteilung ist unfair gegenüber den Männern, die an erster Stelle eine Arbeit ausschließlich im produktiven Sektor zu leisten haben, wenngleich sie durch ein Einkommen entgolten wird, noch mehr aber gegenüber den Frauen, denen an erster Stelle die reproduktive Haus-, Beziehungs- und Erziehungsarbeit ohne ein Geldeinkommen zugewiesen wird. Das soziale Grundrecht auf eine den eigenen Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Arbeit gilt auch für Frauen, ohne daß diese einzig auf Grund der jeweiligen Arbeitsmarktlage ins Erwerbsleben gelockt bzw. jetzt durch das hohe Lied der Hausfrau und Mutter oder der „Neuen Mütterlichkeit“ aus ihm vertrieben werden, Erziehungsgeld bekommen bzw. nicht bekommen, und ohne daß sie zu einer Biographie nach dem Drei-Phasen-Schema verurteilt werden.

Dann ist eine rein nationale Arbeitspolitik aufzugeben, die sich ausschließlich an der internationalen Wettbewerbsfähigkeit, am Lohnkostenvergleich, an permanenten Exportüberschüssen sowie an traditionellen Kapital- und Technologietransfers orientiert. Eine Welthandelsnation wie die Bundesrepublik übernimmt mit dem weltwirtschaftlichen Gewicht zugleich eine Schrittmacherrolle für die Bewältigung der Nahrungs-, Beschäftigungs- und Technikprobleme der Entwicklungsländer.

Schließlich muß die in manchen Betriebsvereinbarungen zementierte Regelung radikal überprüft werden, die den Besitzstand der mittleren Generation zu wahren sucht, die älteren Belegschaftsmitglieder in den Vorruhestand drängt und den Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen am Ende der Ausbildung entweder Entlassung oder Teilzeitarbeit verordnet.

Willi Haller: *Wir sollten versuchen, mit allen Mitteln der gewaltfreien Öffentlichkeitsarbeit bei Regierung, Arbeitgebern und Gewerkschaften die verschiedenen Möglichkeiten der Arbeitsumverteilung, wie kollektive und individuelle Arbeitszeitverkürzung, Vergütung von Mehrarbeit durch Freizeit statt Geld usw. bekannt zu machen und für deren Durchsetzung einzutreten. Zum anderen haben aber unsere Bemühungen nur dann Glaubwürdigkeit und innere Kraft, wenn wir uns selbst immer wieder fragen, wie weit jeder für sich die eigenen Möglichkeiten des Teilens von Erwerbsarbeit und Einkommen mit anderen entwickelt und ausgeschöpft hat.*

Professor Dr. Fritz Vilmar: *Durch keine wie auch immer gesteuerte Wachstumspolitik ist das wachsende Millionenheer der Arbeitslosen in den westlichen Industrieländern aufzulösen. Nach allen uns zur Verfügung stehenden Prognosen sind diese Arbeitslosenmassen ohne systematische Arbeitszeitverkürzung nicht wieder ins Arbeitsleben zu integrieren, weil nach der außergewöhnlichen Wachstumsperiode der Nachkriegszeit aufgrund der abnehmenden ökonomischen Wachstumsraten nicht mehr genügend Arbeitsplätze für die Wegrationalisierten geschaffen werden können.*

Dr. Peter Anselm Görres: *Arbeitslosigkeit ist auch eine große Chance. Sie zeigt uns, daß wir kürzer arbeiten und besser leben können. Es wäre absurd und töricht, diese Chance zu vergeben.*

Gisela Erler: *Es geht für Frauen weniger um eine Sicherung für Zeiten, in denen sie ohne Arbeit sind, als um eine Sicherung für die viele Arbeit, die sie ohnehin verrichten, ob innerhalb oder außerhalb des Erwerbslebens. Eine Grundrente, aufgestockt durch Erziehungszeiten, Betreuungszeiten für Alte oder dergleichen ist ein denkbarer Weg, den auch andere Länder bereits im Ansatz gehen. Die Problematik, wie diese Sicherungen über der Armutsgrenze angesiedelt werden können, wo heute schon viele Frauen im Alter unter der Armutsgrenze leben, ist dabei entscheidend. Es ist eine Frage der Verteilung, bei der vielleicht einmal der männliche Status quo, auch der Renten, angetastet werden muß.*

Monika Jaeckel und Dagmar Schweizer: *Die Frage der Wiedereinbindung von Frauen nach einer Familienphase ist keine Frage ihrer Kompetenz, sondern der entsprechenden Wahrnehmung ihrer Fähigkeiten und des Organisierens von Anschlußqualifizierungen. Viele Frauen berichteten, daß ihre Lernmotivation nach einer Familienphase stärker vorhanden ist, als in jungen Jahren. Hier ist ein grundsätzliches Umdenken unserer Qualifikations- und Berufswege als zusätzliche Dimension zu den bisher angesprochenen zeitlichen und arbeitsorganisatorischen Innovationen notwendig.*

Professor Dr. Peter Grottian: *Meine These ist, daß Ansätze zur Reduzierung der Arbeitslosigkeit primär an der strukturellen Komplizenschaft gesellschaftlicher Großorganisationen auf der gesellschaftlichen Ebene und den Männern auf der individuellen Ebene scheitern, die nach wie vor erfolgreich den traditionellen Produktions- und Erwerbsprozeß verteidigen.*

Jenseits von ökonomischen und technologischen Strukturveränderungen sind die etablierten Großorganisationen, nämlich die privatwirtschaftlichen und öffentlichen Arbeitgeber sowie die Gewerkschaften in ihren vorhandenen Macht- und Interessenstrukturen fast ausschließlich darauf zentriert, die Interessen der Beschäftigten nach Reallohnsicherung zu befrieden und den traditionellen Produktions- und Erwerbsprozeß mit allen Mitteln zu verteidigen. Etwas spitz formuliert: Sie wollen eigentlich nur in der Rhetorik neue Arbeitsplätze und Arbeitsumverteilung, aber nicht in der Realität. (...) Die Gesellschaft ist längst gespalten, das Band zwischen Erwerbstätigen und Erwerbslosen ist in Wahrheit längst gerissen, traditionelle Arbeitszuteilungen und Arbeitszumutungen sind zementiert.

Beteiligungsmodelle in der Wirtschaft

Tagung für Unternehmer, Personalleiter, Betriebsräte

20. März
Stuttgart-Hohenheim
26 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referenten:
Dieter Böcker, Personalleiter, Opel Hoppmann GmbH, Siegen
Michael Lezius, Arbeitsgemeinschaft zu Förderung der Partnerschaft in der Wirtschaft e.V., Kassel
Dr. Mathias Manz, DGB Landesbezirk Baden-Württemberg, Stuttgart
Manfred Neuffer, Hewlett – Packard, Böblingen
Dieter Oxenknecht-Kuhn, Marketingleiter, Distel-Brauerei Ernst Bauer GmbH & Co. KG, Tauberbischofsheim
Dr. Rolf Thüsing, Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, Köln

Eine undifferenzierte Entgegensetzung von Arbeit und Kapital trifft kaum die vielschichtige soziale Realität. Gleichwohl bleibt die Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand weiterhin eine wichtige soziale Aufgabe. Eine besonders qualifizierte, aber ebenso umstrittene Form ist dabei die Beteiligung der Mitarbeiter am eigenen Unternehmen. Während der langjährigen öffentlichen Diskussion um Mitbestimmung und betriebliche Partnerschaft haben manche Unternehmen versucht, eine auf ihre betriebswirtschaftlichen und sozialen Belange abgestimmte Beteiligung ihrer Mitarbeiter zu realisieren.

Der Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der Partnerschaft in der Wirtschaft e.V., Michael Lezius, referierte umfassend über das „Warum“ und „Wie“: Innerbetriebliche Rationalisierung umfaßt nicht nur die mit diesem Begriff oft zuerst assoziierte technische oder technologische Rationalisierung, das heißt den Ersatz von

arbeitsintensiven durch kapital- und technologieintensive Prozesse, sondern auch neue Formen der innerbetrieblichen Koordination und Organisation der Arbeitsprozesse selbst. Dazu gehören neue Formen von Entscheidungsprozessen, neue Führungs- und Managementverfahren, der Abbau zentralisierter innerbetrieblicher Hierarchien sowie die Verlagerung und Verteilung von Kompetenzen und Handlungsspielräumen auf untergeordnete Ebenen. „Betriebliche Partnerschaft“, „Mitarbeiterbeteiligung“ oder „Partizipation“ sind Begriffe, mit denen neue Formen der innerbetrieblichen Organisation beschrieben werden, die als Reaktion auf die neuen Herausforderungen an die Unternehmen anzusehen sind. Darüber hinaus ist betriebliche Partnerschaft aber mehr als ein Instrument der Rationalisierung oder der Erhöhungen der Effizienz der betrieblichen Produktion. Partizipation soll zu einer humanen Gestaltung des Betriebsablaufes beitragen, soll die Selbstentfaltungsmöglichkeiten aller Beteiligten verbessern und die Motivations- und Identifikationsbereitschaft der Mitarbeiter erhöhen.

In einer Situation, in der gesellschaftliche und ökonomische Strukturen und Institutionen zunehmend hinterfragt werden, bieten sich Chancen zur Veränderung. So entstanden in den letzten Jahre mannigfaltige Formen der innerbetrieblichen Partizipation:

- Erfolgs-, Vermögens- und Kapitalbeteiligungsmodelle (ca. 2000),
- Mitwirkungs- und Mitbestimmungsmodelle (ca. 3000),
Stiftungsunternehmen (ca. 30),
- Alternativbetriebe (ca. 1000),
- Arbeitnehmergesellschaften (ca. 20).

Alle diese Beteiligungsmodelle unterscheiden sich von einer traditionellen Betriebsorganisation dadurch, daß herkömmliche Formen eines zentralisierten, hierarchischen Betriebsablaufs zugunsten einer materiellen und/oder immateriellen Beteiligung der Arbeitnehmer am Betriebsgeschehen aufgebrochen wurden.

Rund 420 Unternehmen mit Mitarbeiterbeteiligung, die in erster Linie dieser zweiten Kategorie angehören, haben sich zu einer „Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der Partnerschaft in der Wirtschaft e.V.“ in Kassel zusammengeschlossen.

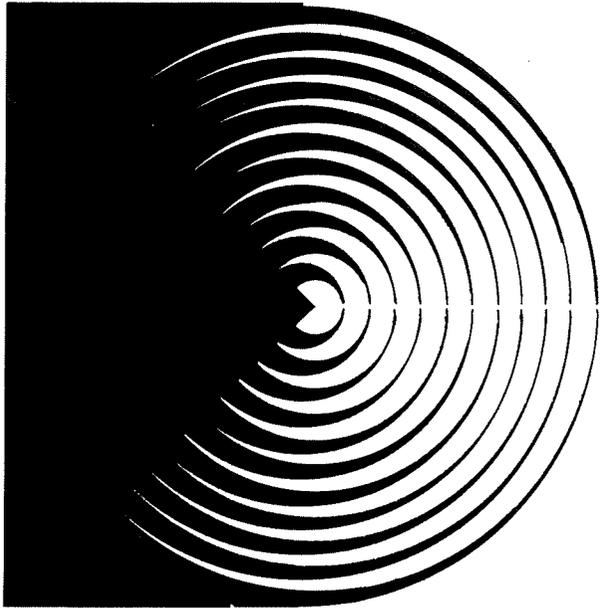
Unter Mitarbeiterbeteiligung, Partizipation oder betrieblicher Partnerschaft werden hier ganz allgemein Beteiligungsmöglichkeiten der Mitarbeiter am Betriebsablauf verstanden, die über die gesetzlich vorgeschriebenen Anhö-

rungs-, Informations-, Mitwirkungs- und Mitbestimmungsrechte der Arbeitnehmer und ihrer Repräsentanten hinausgehen. Betriebliche Partnerschaft ist damit eine vertraglich vereinbarte Form der Zusammenarbeit zwischen Unternehmensleitung und Mitarbeitern. Sie soll allen Beteiligten ein Höchstmaß an Selbstentfaltung ermöglichen und durch verschiedene Formen der Mitwirkung und Mitbestimmung bei entsprechender Mitverantwortung einer Fremdbestimmung entgegenwirken.

Mitarbeiterbeteiligung läßt sich demnach grundsätzlich differenzieren in materielle und immaterielle Beteiligungsrechte. Während die materielle Form der Partizipation die Vermögensbeteiligung in Arbeitnehmerhand sowie die Erfolgs- bzw. Kapitalbeteiligung im Rahmen einer Beteiligung der Arbeitnehmer am Produktivvermögen der Wirtschaft umfaßt, ermöglicht die immaterielle Beteiligung den Mitarbeitern eine Einflußnahme auf betriebliche Entscheidungsprozesse. Sie beinhaltet damit zusätzliche Informations-, Anhörungs- und Einwirkungsmöglichkeiten und hat in der Regel eine Dezentralisierung und Verlagerung des Entscheidungsprozesses „nach unten“ zur Folge. In diesem Sinne soll Mitarbeiterbeteiligung drei Ziele verwirklichen:

- Die Motivation und die Leistungsbereitschaft der Beschäftigten sowie deren Selbstentfaltungsmöglichkeiten sollen durch Förderung der Identifikation mit den Zielen der Unternehmung verbessert werden.
- Die Eigenkapitalbasis, Ertragskraft und Effizienz sollen durch eine Kombination von materiellen und immateriellen Elementen der Mitarbeiterbeteiligung nachhaltig gestärkt werden.
- Es wird eine wirtschafts- und gesellschaftspolitische Zielsetzung verfolgt, deren Grundlage die Stabilisierung des Systems der sozialen Marktwirtschaft ist.

Die Vorstellungen der gemeinnützigen „Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der Partnerschaft in der Wirtschaft e.V.“ – wie sie Herr Lezius vortrug, wie sie auch die drei anwesenden Unternehmen grundsätzlich ähnlich praktizieren – fanden die fast ungeteilte Zustimmung der Teilnehmer (sowohl auf Arbeitgeber- wie auf Arbeitnehmerseite). Probleme mit diesen Ideen und Formen der Beteiligung hatten beide Verbände (Arbeitgeber und DGB). Ist es der Arbeitgeberseite zuviel (Preisgabe von Macht, Autorität, Rechten), den Gewerkschaften zu wenig (sie plädieren für paritätische Mitbestimmung)?



Design: Dieter Groß

Arbeitskreis Wirtschaft und Ethik

Der Mensch in der Informatikgesellschaft

Über die Folgen wissenschaftlich-technischer Innovationen

21. Oktober
Weingarten
31 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Rainer Öhlschläger

Schwäbische Zeitung vom 25. Oktober 1986

Der sozialistisch-kapitalistische Traum vom zufriedenen, spielenden Menschen?

Müssen wir immer mit unseren vielen Arbeitslosen leben? Eine schreckliche Vision für die Politiker – aber ihnen wird Trost zuteil. Jedenfalls wenn man dem Autor der jüngsten Studie des „Club of Rome“, dem marxistischen Philosophen Professor Adam Schaff, folgen will. In „Wohin führt der Weg“ (Europa Verlag, 1985, 184 Seiten, 26,80 DM) ebenso wie bei seinen Vorträgen mutet seine Perspektive für die hochentwickelten Industriestaaten zunächst allerdings wenig beruhigend an: Die Arbeitslosenquoten werden über die Jahrtausendwende auf über 25, 50 und in weiteren Jahrzehnten zumindest in der reinen Produktion auf 100 Prozent steigen.

Denn laut Schaff wird der Mensch in der schon laufenden „zweiten industriellen Revolution“ in den Werkhallen, aber auch zunehmend im Dienstleistungssektor überflüssig. In Schaffs Zeitdimension von 20 bis 30 Jahren „spätestens“ stünden nämlich die Großrechner der „fünften Generation“ zur Verfügung, die nicht nur die Produktion der Hardware

stupiden steuern, sondern ihre Software flexibel selbst herstellen. Die Folge: Nicht einmal mehr Programmierer ein Job mit Zukunft? Klar, daß der Professor allein den Schwankungen der Konjunktur die jetzigen Arbeitslosen zuschreibt. Ihre Kinder werden aber Opfer einer strukturellen Arbeitslosigkeit sein.

Konsequent macht es für den vor gut zwei Jahren aus der Vereinigten Arbeiterpartei Polens ausgeschlossenen Schaff keinen Sinn, „ausgesteuerte Arbeitnehmer“ neu oder gar weiter zu qualifizieren: Sie würden ohnehin keine Arbeit finden. Das enthebt die Betroffenen aber nicht der Notwendigkeit, ihre oder gar die Existenz ihrer Familien zu sichern. Wo Arbeit fehlt, kann es auch kein Arbeitslosengeld mehr geben. Weil gleichzeitig die „Automatisierung und Robotisierung der Produktion und der Dienstleistungen“ ein enorm großes Angebot schafft, muß der Nachfrage ein „Grundeinkommen ohne Arbeit“ gegeben werden. Schaff übernimmt

auch den Begriff einer „Grundrente“, weil ein erstmaliges Ausscheiden aus dem Arbeitsleben seiner Ansicht nach künftig gleichbedeutend ist mit immer. So tritt er auch den gewerkschaftlichen Forderungen zur Seite, die (konjunkturelle) Arbeitslosigkeit durch vorgezogenen Ruhestand (neben Verkürzung der Wochenarbeitszeit) zu bekämpfen.

Diese „Übergangsphase“ sei „schmerzhaft“ und gehe zuerst nur auf Kosten der Unternehmer. Schaff hat sogar schon die Quelle künftigen Reichtums ausgemacht. Zum einen die schon jetzt „nahezu phantastische“ Höhe des Bruttosozialprodukts (vornehmlich in den Industriestaaten) und das Eigentum an Produktionsmitteln (vornehmlich und ausdrücklich in Großunternehmen und Banken). Zudem: Daß selbst gigantische Computer immer billiger werden (und sich so ihre Anschaffung rechnet), steht für ihn aufgrund der bisherigen Entwicklungen im Informatikwesen mehr als fest.

Fest verwurzelt in marxistischer Denkungsart, sucht der bis 1968 als Parteiphilosoph geltende 73jährige gleichzeitig, sozialistische Tendenzen abzuschwächen - zumal die real existierenden staatskapitalistischen Länder wie das lebende schlechte Beispiel „Propaganda gegen die Idee des Sozialismus“ machen. „Privat kapitalistisch, gesellschaftlich, aber kollektivistisch“ werde eines nicht zu fernen Tages die entwickelte Welt aussehen müssen, wenn sie die „Ausgesteuerten“ nicht massenweise zu gewaltsamen Revolutionen treiben wolle, die ohnehin viel teurer seien, als friedliche Veränderungen. Prompt schwebt ihm auch Schweden als Modell für den

Weg in die richtige Richtung vor, wenn es um die Finanzierung geht: Steuern müssen sich immer progressiver entwickeln und zunehmend den erwirtschafteten Reichtum abschöpfen.

Ob er dabei auch an eine Art Maschinensteuer denkt („Die Roboter werden immer humanoider“), bleibt zumindest bei seinem Vortrag vor der Katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Weingarten offen. Vor dem Gesprächskreis „Wirtschaft und Ethik“ genießt Schaff es denn auch sichtlich, seinen polnischen Landsmann, Papst Johannes Paul II., mit seiner Enzyklika „Laborem exercens“ zum Zeugen für den Vorrang der Arbeit anzurufen. Er münzt es gleich zur zweiten Quelle um: Der Staat könne, statt den entstehenden Reichtum über Steuern umzuverteilen, auch gleich das Eigentum an Produktionsmitteln den Unternehmern abkaufen – Preis freibleibend.

Das ihm Billige holt sich Schaff auch bei anderen „nicht linksverdächtigen“ Denkern. So die Grundrente beim Wirtschafts-Nobelpreisträger von 1976, Milton Friedman, der schon früher von einer „negativen Einkommensteuer“ gesprochen habe. Daß der Amerikaner aber jegliche Sozialversicherung abschaffen würde und Subventionen des Bildungssystems ausschließt, sagt Schaff nicht. Denn am Ende des statt arbeitenden nur noch lebenslang sich bildenden Menschen steht bei ihm sogar der „homo ludens“. Ob der zum bloßen Spielen Verurteilte dann nicht doch wieder auf dumme Gedanken kommt in dieser „heilen Welt“? (Peter Wahl)

Plädoyer für eine humane und gerechte Ausländerpolitik

17. Januar
Stuttgart-Hohenheim
210 Teilnehmer

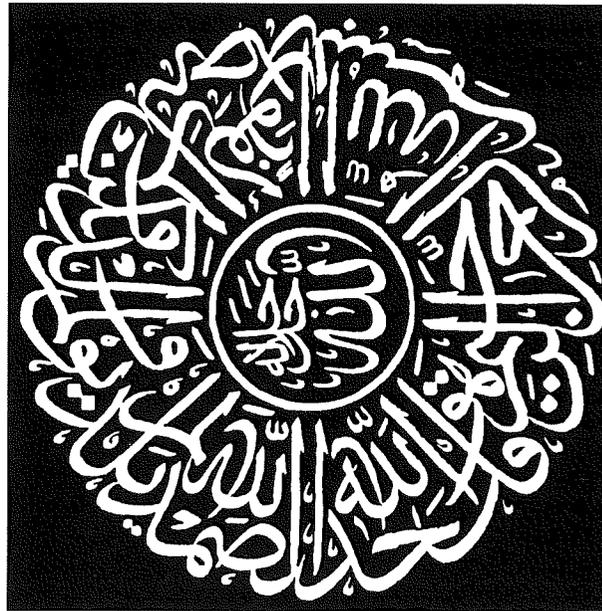
Tagungsleitung:
Klaus Barwig

Referentin:
Liselotte Funcke, Bonn

Ausländerpolitik ist in den vergangenen Monaten aus den Schlagzeilen verschwunden. Der bis dahin noch im Vordergrund stehende Rückkehr- und Begrenzungsgedanke bestimmt nicht mehr ausschließlich die Diskussion. Mittlerweile wird in allen Parteien wieder über die nach wie vor unbewältigte Integrationsaufgabe diskutiert. Der Stellenwert dieser Aufgabe scheint wieder neu in seiner fundamentalen Bedeutung erkannt zu werden.

Zurückgehende Geburtenzahlen – mit all den prognostizierbaren Problemen für Arbeitsmarkt und Renten-Sicherung – sowie eine zunehmende Hinwendung vor allem der zweiten Ausländer-Generation zu unserer Gesellschaft lassen die Dringlichkeit der Frage erkennen: Welche Rolle soll der ausländischen Bevölkerung künftig in der Bundesrepublik zukommen?

Es ist zu fragen, ob angesichts des fortschreitenden europäischen Integrationsprozesses auf Dauer große Bevölkerungsgruppen ohne Mitbestimmung und ohne verlässliche Zukunftsperspektiven bleiben sollen, oder ob die Gesellschaft der Bundesrepublik bereit ist, die Konsequenzen aus einer Einwanderung zu ziehen, die nicht mehr rückgängig zu machen ist.



Grund genug für eine katholische Akademie mit einem Arbeitsschwerpunkt „Ausländerfragen“, sich diesem Thema im Rahmen einer offenen Veranstaltung innerhalb der Reihe „Positionen auf dem Prüfstand“ zu widmen – nicht zuletzt deswegen, da sich die Kirchen und Wohlfahrtsverbände seit Beginn der Arbeitskräftewanderung als Anwälte der Ausländer verstanden und auch politisch engagiert haben.

Im Vordergrund der Veranstaltung standen die Ausführungen der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen, Frau Staatsminister a.D. Liselotte Funcke.

Werner Birkenmaier, Ressortchef „Innenpolitik“ der Stuttgarter Zeitung und Sener Sargut, Mitarbeiter der ZDF-Sendung „Nachbarn in Europa“, hatten es übernommen, die Einschätzungen und Positionen der Bundesbeauftragten, die sich in hohem Maß mit denen der Kirchen decken, einer kritischen Reflexion zu unterziehen.

Der Verlauf der Veranstaltung ist durch den folgenden Pressebericht dokumentiert.

Allmählich weicht die Angst der Ausländer In Politik und Öffentlichkeit kommt eine neue Sachlichkeit auf

In den Diskussionen über die Ausländerpolitik in der Bundesrepublik macht der bisherige gereizte Ton zunehmend einer neuen Sachlichkeit Platz. Bei einem stark beachteten Gesprächsabend, an dem am Wochenende über 200 Sachkundige aus Ausländerbehörden, Justiz, Parteien, Gewerkschaften, Kirchen und etwa 80 Ausländer teilnahmen, registrierte die Katholische Akademie Stuttgart, daß nach der als abgeschlossen zu betrachtenden Phase einer abwehrenden Ausländerpolitik sich mit nachlassendem Druck die Erkenntnis durchsetzt, daß es zur Integration der Ausländer keine Alternative gibt. Deutlich geworden ist in dem Gespräch mit der Ausländerbeauftragten Liselotte Funcke, Bonn, ebenfalls, daß sich praktisch alle gesellschaftlich relevanten Gruppen darin einig sind. Die Ausländer im Lande sind dabei, ihre Angst zu überwinden, nachdem diese auch auf deutscher Seite nachläßt; sie stoßen nicht mehr so auf Feindseligkeit und emotionale Ablehnung, aber immer noch auf Distanz und Gleichgültigkeit.

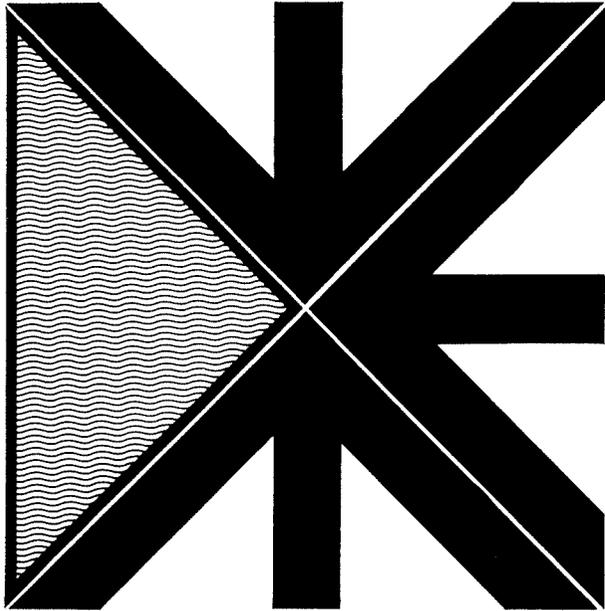
Hilfreich für den Prozeß vernünftigen Zusammenlebens erweist sich, daß in dieser Legislaturperiode des Bundestages kein neues Ausländergesetz mehr zu erwarten ist. Mehr Klarheit besteht jetzt auch, mit wie vielen Ausländern in Deutschland auf längere Sicht zu rechnen ist. Die Nachzugspotentiale sind nicht so hoch wie befürchtet und ebenfalls nicht die Zuwächse durch den allmählich abgeschlossenen Familiennachzug. Zur Beruhigung beigetragen hat auch die internationale Einbindung der Bundesrepublik. Nationale Alleingänge sind in einer weiteren EG nicht mehr so ohne weiteres möglich, und selbst für die Türken zeichnet sich eine Lösung ab. Liselotte Funcke möchte mit dem EG-Status zwar für die ganze Türkei das Problem der an die Wand gemalten Türkeninvasion entschärfen. Sie meint auch, die heißumkämpfte Zuzugsbegrenzung für Kinder über sechs Jahren aus Nicht-EG-Ländern spielte plötzlich eine geringere Rolle. Das gleiche sei zu beobachten mit dem in Baden-Württemberg und Bayern erst drei Jahre nach der Hochzeit zugelassenen Nachzug der Ehegatten. Es besteht sogar die Hoffnung, daß nach Klärung der von der Kirche unterstützten Verfassungsbeschwerde durch das Bundesverfassungsgericht die deutschen Bundesländer wieder zu einer einheitlichen Handlungsbasis finden ohne familiengefährdende Wartezeiten für Ausländer.

Unbestritten war bei dem Hohenheimer Gespräch, wie sehr die verunsicherten Ausländer hier auf klare politische Rahmenbedingungen angewiesen sind, die dem einzelnen erst eine vernünftige Lebensplanung möglich machen. Alle waren sich einig, nach den Widersprüchen und Halbherzigkeiten der

letzten Jahre müsse es hier zu einer Verstetigung kommen. Das hätte Auswirkungen etwa auf die Bildungsmotivation der Kinder, aber ebenfalls auch auf die Stimmung unter den Deutschen den Ausländern gegenüber. Ohne Rahmenbedingungen könne es zu keiner Eingliederung kommen.

In diesem Zusammenhang fiel in der Akademie auch das Stichwort „aufenthaltsrechtliche Verfestigung“ als Dreh- und Angelpunkt eines gesicherten Aufenthalts und als Schlüssel zur Eingliederung. Glasklar wurde auch gesagt, alle Beteiligten, seien es die Ausländergruppen oder die deutschen Experten, seien sich einig, daß der muttersprachliche Unterricht in die Verantwortung der deutschen Schulverwaltung gehöre. Ein Land fährt mit Zuschüssen für den muttersprachlichen Zusatzunterricht an Konsulate wesentlich billiger. Aber wenn man Integration nicht als Assimilation betrachten wolle und wenn man realistisch von einem Europa ausgehen, in dem Arbeitswanderung und damit die Bildung von kulturellen und sprachlichen Minderheiten nichts Ungewöhnliches sind, werde zur Bewahrung der jeweiligen kulturellen Eigenheiten muttersprachlicher Unterricht notwendig bleiben und dieser gehöre eingegliedert in das normale Bildungssystem. Von den früher von den Ausländergruppierungen geforderten Nationalschulen war auf der Akademietagung nicht mehr die Rede. In der Frage der Staatsbürgerschaft vertritt die Ausländerbeauftragte die Auffassung, die deutsche Öffentlichkeit täte gut daran, sich mit der Idee der doppelten Staatsangehörigkeit vertraut zu machen. Damit wäre die Alternative, sich entweder einbürgern zu lassen oder wieder zu gehen, abgelöst. Bei dieser, die Aufenthaltsberechtigung absichernden Zwischenform gäbe es einen aktiven und einen ruhenden Anteil. Der Ausländer hätte seine staatsbürgerlichen Pflichten innerhalb seiner „aktiven Staatsbürgerschaft“ zu leisten. Auffallend zurückhaltend gaben sich die Gesprächspartner beim Thema Kommunalwahlrecht. Sie waren der Meinung, eine solche Maximalforderung schade eher, besonders in Wahlkampfzeiten. Klüger wäre es, die bereits jetzt gegebenen Möglichkeiten kommunaler Beteiligung wie zum Beispiel durch direkt gewählte Ausländerbeiräte wie in Stuttgart, Sindelfingen und in anderen Städten erst voll auszuschöpfen.

Die Referate liegen in einer von der Akademie herausgegebenen Publikation vor: Liselotte Funcke: Plädoyer für eine humane und gerechte Ausländerpolitik. Stuttgart 1987.



Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht

Aufenthalt – Niederlassung – Einbürgerung Stufen rechtlicher Integration

4. – 5. Dezember
Stuttgart-Hohenheim
66 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Klaus Barwig
Klaus Lörcher
Christoph Schumacher

Referenten:

Konstantinos Dimakopoulos, Berlin/Athen
Fritz Franz, Coburg
Dr. Klaus-Martin Groth, Wiesbaden
Professor Dr. Friedrich Heckmann, Nürnberg/Hamburg
Bertold Huber, Frankfurt
Barbara John, Berlin
Hans Rau, Hamburg
Hans Dieter Rauscher, Stuttgart
Hartmut Reichow, Bonn
Muzaffer Tolali, Bonn
Professor Dr. Manfred Zuleeg, Frankfurt

Die „Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht“ haben inzwischen Tradition. Die Zielsetzung dieser Tagungen liegt zunächst in der interdisziplinären Diskussion um die rechtlichen und rechtspolitischen Konsequenzen, die aus der faktischen Einwanderung einerseits und der auch künftig andauernden Fluktuation innerhalb der EG andererseits zu ziehen sind. Die Akademie hat sich für diese Fragestellungen mittlerweile zu einem Forum mit bundesweiter Ausstrahlung entwickelt.

In diesem Fall ist die Akademie weder neutral noch ausgewogen: Es sollen vor allem diejenigen Positionen zu Wort kommen, die an einer Verbesserung der aufenthalts- und sozialrechtlichen Absicherung orientiert sind. Die rechtliche und administrative Praxis soll in innovatorischer, an Verfassung und Menschenrechten orientierter Absicht kritisch hinterfragt werden.

Die dritte Veranstaltung innerhalb dieser Reihe befaßte sich mit dem Gebiet des Aufenthaltsrechts und Fragen der Staatsangehörigkeit. Vorausgegangen waren eine Tagung zum Familiennachzug (März 1985) sowie zur Sozialen Sicherung von Ausländern (Dezember 1985). In beiden Bereichen sind mittlerweile Verfassungsbeschwerden anhängig, die u. a. aus dem Kontext der Tagungen entstanden sind.

Diesmal ging es darum, zu prüfen und zu diskutieren, welchen aufenthaltsrechtlichen Status unsere Gesellschaft denjenigen Ausländern zuweisen will, die für längere Zeit oder auf Dauer in der Bundesrepublik leben werden. Integrationserwartungen und -zusagen von politischer Seite stehen noch immer in einem ungelösten Spannungsverhältnis zur ausländerrechtlichen Wirklichkeit. Vielfach wird

Einbürgerung mit der Konsequenz der Aufgabe bisheriger Loyalitäten und Bindungen postuliert, ohne nach den Folgen bei den Betroffenen zu fragen. Die äußerst geringe Akzeptanz dieses Entweder-Oder-Angebots signalisiert, daß die Erwartungen offensichtlich in andere Richtungen gehen.

Es wurden deshalb andere, problemgerechtere Lösungen diskutiert: An erster Stelle ist eine großzügigere Gewährung der jetzt schon rechtlich möglichen aufenthaltsrechtlichen Verfestigung zu nennen. Wenn mehr als zwei Drittel der Ausländer schon länger als 8 Jahre hier leben, sollte eine etwa gleich große Zahl über eine Aufenthaltsberechtigung verfügen, die weithin vor Ausweisung schützt und auch als „kleine Einbürgerung“ bezeichnet wird. Offensivere Gewährung und eine in der Folge stärkere Inanspruchnahme dieser rechtlichen Möglichkeit wurden als wichtige Instrumente für das nach wie vor politisch unumstrittene Ziel der Integration derjenigen angesehen, die auf Dauer hierbleiben wollen.

Die Entwicklung im Aufenthaltsrecht der EG wurde von den Experten in diesem Rechtsbereich als wegweisend für einen Integrationsprozeß auf europäischer wie auf nationaler Ebene gewertet. Diesem Rechtsgebiet kommt durch den Beitritt weiterer ehemaliger Anwerbestaaten (Griechenland, Portugal, Spanien) zudem wachsende Bedeutung auch in der Bundesrepublik zu. Rechtsangleichungen für die Nicht-EG-Ausländer jugoslawischer und türkischer Nationalität werden auf Dauer unumgänglich sein.

Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen demographischen Entwicklung einerseits und nicht stattfindender Einbürgerung andererseits ist nach Möglichkeiten zu suchen, die Loyalitäten der zweiten und dritten Generation auch auf rechtlicher Ebene sicherstellen. Deshalb kommt dem, vor allem von der Bundesbeauftragten für Ausländerfragen favorisierten Vorschlag einer Doppelstaatsangehörigkeit mit aktivem und ruhendem Teil künftig wohl eine hohe Bedeutung zu. Das Beispiel Spaniens, wo diese Möglichkeit – allerdings in einem von der Kolonialzeit geprägten und damit anderen Kontext – bereits realisiert wurde, könnte zum Vorbild werden für eine Entwicklung innerhalb der EG, die aufenthaltsrechtlich den EG-Bürger bereits geschaffen hat und auf der staatsrechtlichen Seite den in der Doppelstaatsangehörigkeit immer bestehenden Konflikt von Rechten und Pflichten gegenüber zweier Staaten auf der Ebene bilateraler oder EG-einheitlicher Vereinbarungen überwinden könnte. Dies wäre eine Konsequenz aus der Tatsache,

daß durch die Schaffung der EG und die Übertragung staatlicher Regelungskompetenzen auf diese supranationale Ebene ein Prozeß in Gang gesetzt wurde, der sich vom alten Ideal des geschlossenen Nationalstaats immer weiter und mit großer Dynamik entfernt.

Die Tagungsreferate sind jeweils in Sammelbänden veröffentlicht, erschienen im Nomos-Verlag (Baden-Baden): Klaus Barwig/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher: Familiennachzug auf dem Hintergrund völkerrechtlicher Verträge. Baden-Baden 1985.

ders.: Soziale Sicherung und Aufenthaltsrecht. Baden-Baden 1986.

ders.: Aufenthalt – Niederlassung – Einbürgerung. Stufen rechtlicher Integration. Baden-Baden (erscheint 1987).

**Ausländer,
Fremde sind es meist,
Die unter uns gesät
Den Geist der Rebellion.
Dergleichen Sünder, Gottlob!
Sind selten Landeskinder.
Heinrich Heine**

Die Ausländerpolitik der Bundesrepublik aus türkischer Sicht

11. April
Stuttgart-Hohenheim
36 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Klaus Barwig

Referentin:
Professor Dr. Hermin Abadan-Unat, Ankara/Türkei

Die Türkei als ehemaliges Anwerbeland und die Türken in Deutschland genießen innerhalb der Ausländerfrage hohe Priorität – nicht nur, weil viele Zeitgenossen meinen, das „Ausländerproblem“ sei im Grunde genommen ein „Türkenproblem“. Die Gründe für das Interesse sind vielschichtiger: Sicher haben die Türken zur westeuropäischen Industriegesellschaft die größte kulturelle Distanz, eine Distanz, die durch die Zugehörigkeit zu einer nichtchristlichen Religion verstärkt wird. Die mit der Re-Islamisierung zusammenhängenden Fragen betreffen natürlich auch die Türkei und deren hier lebende muslimische Staatsbürger. Zum anderen ist die Türkei für Westeuropa ein nicht zu unterschätzender Partner: Ihre geopolitische Lage im Schnittpunkt verschiedenster Interessenssphären hat ökonomische wie auch strategische Implikationen. Dazuhin ist die Türkei als ein durch Verfassung, Ökonomie und Verteidigung westlich orientiertes Land durch die innenpolitischen Probleme der vergangenen Jahre immer wieder in die Schlagzeilen der Weltpresse geraten.

So nahm die Akademie die Gelegenheit wahr, die anlässlich einer Türkeireise des für Ausländerfragen zuständigen Mitarbeiters mit der türkischen Politik-Wissenschaftlerin Abadan-Unat hergestellten Kontakte zu nutzen, um in einem Kreis von Fachleuten ein Abend-Gespräch mit dieser profunden Kennerin der deutsch-türkischen Beziehungen und der türkischen Arbeitskräftewanderung zu führen. Der nachstehende Pressebericht dokumentiert den Verlauf dieses Abends.

Stuttgarter Zeitung vom 14. April 1986

Tristes Fazit der deutschen Ausländerpolitik

Türkische Professorin beklagt Berührungsängste und mangelnde Kenntnisse

Sie war gekommen, um Verständnis zu wecken und die Verständigung voranzubringen: Frau Dr. Abadan-Unat, Professorin an der Fakultät für politische Wissenschaften der Universität Ankara, von 1978 bis 1984 Vizepräsidentin im Ausschuß für die Gleichheit von Mann und Frau des Europarates. Zum Abschluß einer ganzen Reihe ähnlicher Veranstaltungen referierte und diskutierte sie in der Hohenheimer Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart über die „Ausländerpolitik der Bundesrepublik aus türkischer Sicht“ – und was sie mitnahm, war „ein betrüblicher Eindruck“, das Gefühl, daß die Kluft zwischen Deutschen und Türken ständig größer statt kleiner wird.

Fürwahr ein tristes Fazit – und in der Tat wurde während der etwa zweistündigen Diskussion überdeutlich, wie gering das Wissen um die Probleme der hier lebenden Türken und das Land, aus dem sie kommen, ist. Längst scheinen auch abseits jener dumpfen Ausländerfeindlichkeit, die sich in „Türken raus“-Parolen und offener Gewalttätigkeit manifestiert, die Berührungsängste so groß geworden zu sein, daß kaum noch Bereitschaft besteht, sich näher mit jenen 1,5 Millionen Türken zu beschäftigen, die als „ungeliebte Gäste“ unter uns wohnen. Noch immer weiß man wenig voneinander, ersetzt Wissen nur allzugerne durch Vorurteile. Dabei – so Frau Abadan-Unat – sei es mehr denn je notwendig, nicht nur nebeneinander zu leben, sondern auch voneinander zu erfahren. Denn: „Alle deutschen Hoffnungen, daß man die Gastarbeiter wieder in ihre Heimatländer abschieben könne, werden sich nicht erfüllen.“ Im Gegenteil, trotz einer zunehmend restriktiven Ausländerpolitik stehen in der Türkei noch mehr als eine Million Menschen „auf der Warteliste“, hoffen auf einen Arbeitsplatz in der Bundesrepublik.

Wobei der stete Strom der Auswanderer nicht nur das Gesicht der deutschen Gesellschaft geändert, sondern auch tiefgreifende Veränderungen in der Türkei eingeleitet habe. Ein Beispiel: die Stellung der Frau in der türkischen Gesellschaft. Viele Männer, die in der Bundesrepublik arbeiten und ihre Familien zurückgelassen haben, hätten ihren Frauen Aufgaben übertragen, die früher allein den Männern vorbehalten waren. Frauen kaufen und verkaufen Immobilien, verpachten Land, führen Geschäfte. Frau Abadan-Unat: „Die Emigration vieler ins Ausland hat somit zu einer Liberalisierung geführt.“ Ebenso hätten die zahlreichen Rückkehrer der Türkei ein teilweise neues Gesicht gegeben. Gehörten sie in der Bundes-

republik zu denen „ganz unten“, so kletterten sie nach ihrer Rückkehr auf der sozialen Leiter zumeist gleich mehrere Sprossen nach oben, trügen „zur Bildung eines neuen Mittelstandes“ bei. Nicht verschwiegen werden dürfe – so Abadan-Unat – in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß Rückkehrer nur wenig Verständnis für ihre persönlichen Probleme fänden. Daß sich viele während ihrer Abwesenheit ihrer alten Heimat entfremdet hätte, sei für eine türkische Gesellschaft, die versuche, eine neue demokratische Ordnung aufzubauen und ihre industrielle Entwicklung voranzutreiben, allenfalls ein nebensächliches Problem. Ihre Antwort auf entsprechende Fragen aus dem Auditorium: „Sie fragen, was macht die Türkei mit den Leuten, die zurückkehren. Wir fragen, was machen die Deutschen mit denen, die hierbleiben.“

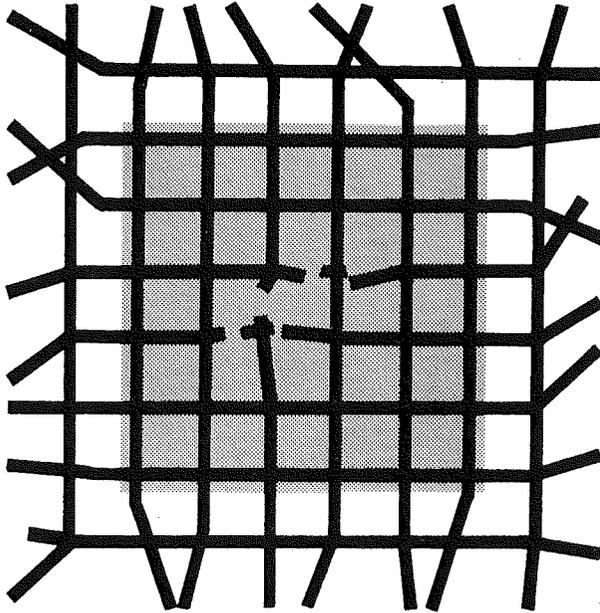
Alle Fragen nach der sozialen Integration der Rückkehrer würden in der türkischen Gesellschaft bei weitem von einer „tiefsitzenden Enttäuschung über die wachsende Ausländerfeindlichkeit in der Bundesrepublik“ überlagert. Zumal inzwischen längst ein gefährlicher Mechanismus in Gang gesetzt worden sei. Die Tatsache, daß sich die hier lebenden Türken zunehmend ausgegrenzt und unverstanden fühlten, führe zu einem verständlichen Abwehrverhalten, zur Abkapselung, zur Gettobildung. Man versuche, als „ungeliebte Minorität“ durch starres Festhalten an tradierten Werten seine Identität zu erhalten. So sei es typisch, daß in der Bundesrepublik lebende Türken in vielen Fragen eine äußerst orthodoxe Haltung einnähmen, an traditionellen Wertvorstellungen erheblich hartnäckiger festhielten als ihre Landsleute in der Heimat. Das gelte für die Rolle der Frau, die Religion, die Erziehung der Kinder.

Diese „Flucht in traditionelle Verhaltensmuster“ mache es wiederum den Deutschen leicht, die Türken als integrationsunwillige Außenseiter zu stigmatisieren. Frau Abadan-Unat: „Beide Seiten zeigen ein äußerst starres Verhalten.“ Die Folge: Beziehungen werden weiter ab- anstatt aufgebaut, die Entfernung voneinander wird größer anstatt kleiner. Und Besserung sei kaum in Sicht, die Information über die jeweils andere Bevölkerungsgruppe sei bis heute minimal. Obwohl nun schon seit 25 Jahren Türken in Deutschland lebten, gebe es – so Abadan-Unat – keinen Lehrstuhl an einer deutschen Universität, der sich mit Sprache und Gesellschaft der modernen Türkei beschäftige, seien fast alle Bücher über ihre Heimat voller Fehler und Vorurteile, gebe es keinen ständigen Korrespondenten einer deutschen Zeitung, Rundfunk- oder Fernsehanstalt in der Türkei, existierten zwar viele Bücher über Didaktik für ausländische Schüler, „aber keines, das exakte Kenntnisse über das Land, aus dem sie kommen, vermittelt.“ Frau Abadan-Unats resignativer Schluß: „Wenn es nicht gelingt, diese Informationslücken, die auf beiden Seiten bestehen, zu schließen, werden die Türken weiter Fremdlinge bleiben, mitten in der bundesrepublikanischen Gesellschaft

hermetisch abgeschlossene Inseln bilden, die ein ständiger Herd für neue Konflikte sind.“ (Rainer Laubig)

Eine Fortsetzung der Türkei-Thematik ist für 1987 im Rahmen einiger Fachtagungen und einer größeren Wochenend-Veranstaltung im Dezember geplant.

Literaturhinweis: Die Dokumentation einer zurückliegenden Kooperationstagung mit der Rabanus-Maurus-Akademie (Wiesbaden-Naurod) ist bei der Akademie erhältlich: Klaus Barwig/Klaus Ph. Seif (Hrsg.): *Muslimen unter uns. Ein Prüfstein für christliches Handeln*. München 1983.



Design: Dieter Groß

Schuld und Schulden

Täter-Opfer-Ausgleich im Strafvollzug

Tagung für Mitarbeiter im Strafvollzug

22. – 24. September
Stuttgart-Hohenheim
33 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz, Stuttgart
Pfarrer Martin Pfeiffer, Bad Boll

Tagungsbegleitung:

Staatsanwalt Dr. Rüdiger Wulf, Stuttgart

Referenten und Gesprächspartner:

Direktor Paul Brenzikofer, Saxerriet (Schweiz)
Dr. Gabriele Dolde, Stuttgart
Martin Fitz, Sozialberatung Stuttgart
Dipl.-Psych. Rainer Goderbauer, Sozialtherap. Anstalt
Baden-Württ., Hohenasperg
Pfarrer Johannes Müller, JVA Bruchsal
Professor Dr. Dieter Rössner, Lüneburg/Tübingen
Regierungsdirektor Joachim Walter, JVA Pforzheim

Schuld und Schulden sind nicht identisch. Doch ist beiden gemeinsam, daß sie aus der Vergangenheit in die Gegenwart reichen. Schuld und Schulden können deshalb nicht ignoriert werden, sondern fordern zur aktiven Auseinandersetzung heraus, soll eine (neue) Zukunft möglich werden. Die Schuldenregulierung ist für Strafgefängene zumeist ein erhebliches Problem, das sicher nur in wenigen Fällen während des Vollzugs gelöst werden kann. Doch gilt es, konkrete Ansätze zu finden und realistische Wege zu suchen, die auch nach der Entlassung gangbar sind. Dem neuerdings nachdrücklich in die allgemeine Strafrechtsdiskussion gebrachten Gedanken des Täter-Opfer-Ausgleichs kommt im Rahmen der Aufarbeitung der Schuld eine herausragende Bedeutung zu. Der Strafvollzug ist hierzu sicher nicht der primäre Ort. Aber sollte nicht auch hier die Auseinandersetzung mit dem Geschehenen, der eigenen Schuld und den dem Opfer aufgebürdeten Tatfolgen geweckt und vertieft werden? Und muß nicht von daher gegebenenfalls auch über geeignete Formen des Ausgleichs nachgedacht werden?

Über die strafrechtsphilosophischen Hintergründe solcher Überlegungen referierte Prof. Dr. Dieter Rössner (Auszug):

Dem Strafrecht ist von der Gesellschaft eine letztlich nicht lösbare Aufgabe zugewiesen: Präventiv dient die Strafe – und da herrscht im Grundsatz kaum Streit – der Konfliktkontrolle schwer sozialschädlichen Verhaltens, indem auf den Normbruch in irgend einer Weise reagiert und so demonstriert wird, daß an der Norm kontrafaktisch festgehalten wird. Nur so wird Verhalten in künftigen Konflikten kalkulierbar. Im nachhinein soll es aber auch den aktuellen strafrechtsrelevanten Konflikt zwischen dem Täter und der Gesellschaft – eventuell auch dem Opfer - aus der Welt

schaffen. Insoweit kommt es aber immer zu spät, ja kann gar nicht früher kommen. Konfliktfördernd wie das Zivilrecht, das für den Konfliktfall bestimmte Lösungsmöglichkeiten vorsieht, kann Strafrecht somit niemals wirken.

Das traditionelle Strafverständnis hat aus diesem Dilemma des Strafrechts, daß es notwendig zu spät kommt und aus der eingetretenen schlimmen Situation das „Richtige“ machen muß, auf das angeblich einzig probate Mittel gesetzt: Auf das Übel der Straftat wird zum Ausgleich das Übel der Strafe gesetzt.

Zwar liegt diese primitive Reaktionsform des Gegenschlags auf Unrecht nahe, bei differenzierter Betrachtung wird aber sichtbar, daß damit die Grundfunktion jeglichen Rechts verfehlt wird, nämlich Gegensätzlichkeiten, Spannungen und individuelle Konflikte zwischen den Gesellschaftsmitgliedern konkret zu lösen. Das einfache Prinzip des Gegenschlags ist denn auch leicht in Frage zu stellen: Ist ausgleichende Vergeltung denn nur durch neu geschlagene Wunden möglich? Wie soll der soziale Friede zwischen Täter und der Gesellschaft gerade dadurch gewonnen werden, daß der Täter ins Gefängnis gesperrt wird oder eine Geldsumme an den Staat zu zahlen hat und der Schaden des Opfers keine strafrechtliche Beachtung findet? Warum folgt rationales, aufgeklärtes Strafrecht dem uralten, absurden Katastrophenrezept der Menschheit, daß „mehr desselben“ – hier also mehr des Übels in Form von Strafe – die Lösung des Problems sei?

*Als Antwort darauf bleibt: Der unverzichtbare Aspekt des Strafrechts bei der präventiven Konfliktkontrolle, d. h. der notwendigen Reaktion auf kriminelles Verhalten, erfordert jedenfalls nicht mit zwingender Notwendigkeit den übelvergeltenden Gegenschlag. Vielmehr ist festzustellen, daß eine Reaktion als Erwiderung auf den Rechtsbruch unter ethischem Aspekt ein **notwendiges** Übel, aber nicht notwendig auch ein **Übel** ist. Die durch das Unrecht provozierte Erwiderung muß kein actus aequus – also ein Übel – sein, sondern der Gedanke an einen actus contrarius ist eine der Rechtsidee mindestens in gleicher Weise entsprechende Reaktion. Der actus contrarius – die Schadenswiedergutmachung – fordert vom Täter aktives, sozialverantwortliches Handeln. Spricht man mit Max Scheler der Vergeltungsstrafe den methaphysisch-sittlichen Wert ab und reduziert ihn auf eine „vitalbedingte Vernunft“, so ergibt sich daraus die praktische Möglichkeit, durch Wiedergutmachung zwischen Geschädigtem und Schädiger ein normales Verhältnis – den status quo ante – wieder herzustellen.*

Die konstruktive Verarbeitung der Tat fordert den Täter, sich offen der Tat und ihren Folgen – dem Leid des Opfers – zu stellen und selbst aktiv handelnd die Tat aufzuheben. Auf diese Weise kann der Täter zeigen, daß er trotz seiner Tat seine Identität in der Gesellschaft findet, daß zwischen ihm als Person und der schlimmen Tat eine Differenz besteht, die es zu beseitigen gilt. Er ist nicht das Übel erdulden Objekt des traditionellen Strafrechts. Auf den Punkt gebracht: Das Prinzip Gegenschlag wird durch das Prinzip Verantwortung ersetzt.

Das Ergebnis eines so fundierten Täter-Opfer-Ausgleichs im Strafrecht ist im gelungenen Fall ein doppeltes: Zum einen erfolgt, gesellschaftlich gesehen, die Anerkennung der Rechtsordnung durch sozialverantwortliche Normanerkennung und zum anderen wird das durch die Tat gestörte zwischenmenschliche Gleichgewicht wieder hergestellt. Das zu spät gekommene Strafrecht ebnet so zumindest den Weg zu konfliktlösender Versöhnung und kann unbelasteten Neuanfang bedeuten.

Dieser positive Strafrechtsmodus der „Restitutions- bzw. Integrationsvergeltung“ steht in unmittelbarer Beziehung zum zentralen Begriff der Schuld: Für subjektive Schuld gibt es kein ausgleichendes Äquivalent, sondern nur die Möglichkeit der selbstverantwortlichen Übernahme durch den Täter und die Wiederherstellung des Friedens (Sühne) mit sich, dem Opfer und der Gemeinschaft durch normanerkennende Wiedergutmachung als aktive sittliche Leistung. Bisher fehlende, konstruktive Reaktionsansätze im Strafrecht, z. B. durch Täter-Opfer-Ausgleich, öffnen den Weg zu diesem Ziel; reine Übelvergeltung der traditionellen Strafmaßnahmen ist dagegen kontraproduktiv.

Spätestens hier steht fest, daß die Elemente des Täter-Opfer-Ausgleichs zentraler Bestandteil eines ethisch begründeten Strafrechts sind und nicht etwa – wie eine oberflächliche Betrachtung häufig einwendet – ein strafrechtlicher Fremdkörper. Normverdeutlichung, persönliche Verantwortung und Schuld sowie Wiedergutmachung als aktive sittliche Leistung sind sozial-ethische Kategorien, die der Menschlichkeit bei der Reaktion auf Unrecht Rechnung tragen.

Ethische Argumente gegen den Tierversuch

14. März
Stuttgart-Hohenheim
102 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Professor Dr. Heiko Hörnicke, Stuttgart-Hohenheim
Dr. Dietrich Schuppan, Frankfurt/Main
Professor Dr. Gotthard Martin Teutsch, Bayreuth

Stuttgarter Nachrichten vom 17. März 1986

Anschauungen prallten aufeinander

Industrie und Wissenschaft: Tierversuche für Fortschritt –
Tierschutz: Mensch und Tier gleich

Tierschützer und die Befürworter von Tierversuchen tun sich in der Diskussion miteinander recht schwer. Schnell stehen sich die Standpunkte unvereinbar gegenüber. Moralisch argumentierende Tierschützer, für die kein Unterschied zwischen tierischem und menschlichem Leben besteht, prallen auf die Meinung der Befürworter, die ihr Tun mit dem wissenschaftlichen Fortschritt zum Nutzen der Menschheit rechtfertigen. Eine Annäherung der Standpunkte kommt kaum zustande. Das zeigte eine Gesprächsrunde zum Thema „Ethische Argumente gegen den Tierversuch“ in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Hohenheim.

Einig waren sich die Gesprächspartner darin, daß ethische Fragen in der Forschung lange keine Rolle gespielt haben. Dr. Dietrich Schuppan vom Bundesverband der Pharmazeutischen Industrie in Frankfurt: „In meiner Ausbildung haben die ethischen Probleme des Tierversuchs in der Pharmazie nie eine Rolle gespielt. Da gibt es einen erheblichen Nachholbedarf.“

Rasch machte er jedoch auch deutlich, wo für ihn die Grenzen einer Annäherung an Ideen des Tierschutzes bestehen. Schuppan: „Für die Pharmazie ist das Töten ethisch vertretbar. Wir sehen unseren Auftrag darin, sichere Arzneimittel zu machen. Dafür brauchen wir die Tierversuche.“ Auch Professor Dr. Heiko Hörnicke vom Institut für Zoophysologie der Universität Hohenheim hielt einen Verzicht auf Tierversuche für undenkbar. Nach Hörnicks Ansicht würde der wissenschaftliche Fortschritt zum Stillstand kommen. Der Hohenheimer Wissenschaftler: „Auch die Studenten würden manipulierbar, wenn die unmittelbare Anschauung des Experiments fehlt.“

Hörnicke bekannte sich jedoch zu einer Eindämmung von Tierversuchen auf Gebieten, wo es Alternativen gibt. Besonders für die Verwendung von Schlachthofmaterial sieht er mehr Einsatzmöglichkeiten. Dem Film mißtraut Hörnicke jedoch. Wegen Verfälschungsmöglichkeiten des Mediums steht er einem größeren Einsatz an der Stelle von Tierversuchen skeptisch gegenüber. Datenbanken, um Doppel- und Mehrfachversuche zu vermeiden, sind dagegen nach Ansicht des Wissenschaftlers eine realistische Möglichkeit, um unnötige Tierversuche zu verhindern.

Die Vertreter aus wissenschaftlicher Forschung und Pharmaindustrie setzten sich in Hohenheim mit den Thesen von Professor Dr. Gotthard Martin Teutsch auseinander, der die Position des radikalen Tierschützers bezog. Der Ethiker und Soziologe von der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe hielt sich nicht lange mit der Frage der Nützlichkeit von Tierversuchen auf. Teutsch: „Selbst angenommen, die Tierversuche sind vom medizinischen Nutzen. Dürfen wir es dann?“ Er selbst beantwortete die Frage mit einem eindeutigen „Nein“. Da es keinen ethisch bedeutenden Unterschied zwischen Mensch und Tier gebe, könne es eine Tötung nur aus einer Notwehrsituation heraus geben. Da es keinen Anhaltspunkt gebe, daß Tiere weniger Schmerz empfinden als Menschen oder der Tod für sie eine geringere Bedeutung als für den Menschen habe, gebe es keine Rechtfertigung für die Tötung von Tieren. Dr. Schuppan vom Pharmaverband wollte sich dem nicht vorbehaltlos anschließen: „Wie leiden Tiere? Da weiß man noch sehr wenig. Ich habe meine Zweifel, ob sie das gleiche Schmerzempfinden wie Menschen haben.“

Tierschützer Teutsch konnte sich in der Diskussion mit dem Hohenheimer Wissenschaftler Hörnicke aber doch an einem Punkt einigen. Versuche, bei denen die Tiere frei von Schmerz und Schaden blieben, so gestand Teutsch zu, sollten zulässig sein.

Hörnicke zog sich den Unmut des Publikums zu, als er mehrfach bedauerte, daß in seinem Fachbereich keine Versuche durchgeführt würden, bei denen die Tiere Angst und Schmerz zu leiden haben. Dies verhindere die Gewinnung von Erkenntnissen, argumentierte er. Statt dessen implantiere man unter

Narkose einen Sender in das Tier, um unter natürlichen Bedingungen zu Meßergebnissen zu kommen. Schuppan kritisierte abschließend die Berichterstattung der Medien über Tierversuche. Häufig, so warf er insbesondere der Presse vor, seien die Bilder von zweifelhafter Herkunft. Nach seiner Meinung kommen sie häufig nicht aus der Bundesrepublik. (Michael Heller)

Stuttgarter Zeitung vom 17. März 1986

Pharma-Mann: „Ethik ist nicht meine Spezialität“

Ethik wird gerne als die „Wissenschaft von der menschlichen Pflicht“ bezeichnet. Insbesondere Naturwissenschaftler tun sich jedoch oft schwer bei der Forderung nach einer „ins Grenzenlose erweiterten Verantwortung gegenüber allem, was lebt“ – so definierte Albert Schweitzer den Ethikbegriff. Manche sind fast so hilflos wie Tiere bei Versuchen, ohne aber deren Qual zu empfinden.

Dr. Dietrich Schuppan vom Bundesverband der Pharmaindustrie gab beim Informationsabend zum Thema „Ethische Argumente gegen den Tierversuch“ – zu dem die Akademie der Diözese Rottenburg nach Hohenheim eingeladen hatte, offen zu: „Ethik ist nicht meine Spezialität.“ – „Das glaub' ich auf Anhieb“, konterte ein Zuhörer, der sich vor Beginn des Abends gefragt hatte, wie wohl die Industrie Tierversuche ethisch rechtfertigen wolle.

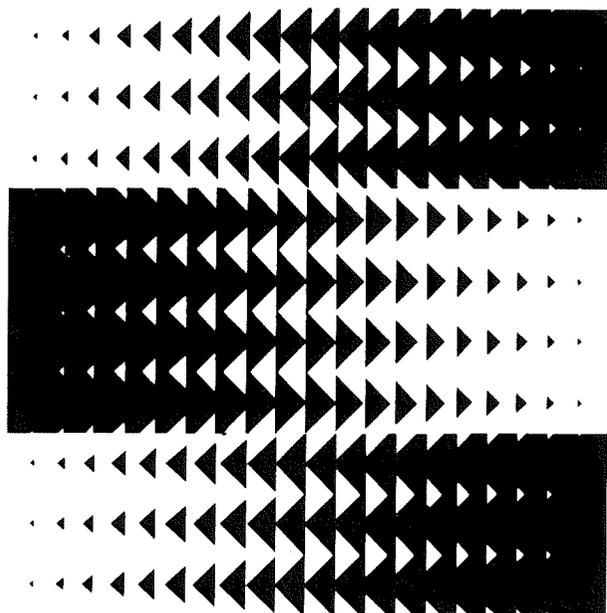
Darüber hinaus schenkten die meisten der Zuhörer dem Pharma-Vertreter („Notwendige Tierversuche werden nicht leichtfertig gemacht, wir bemühen uns, Schmerzen bei dem Tier zu vermeiden“) wenig Glauben. Eine Zuhörerin sagte es drastisch: „Sie sind doch ein geschulter PR-Mann. Wir glauben Ihnen gar nichts!“ Auch wenn es andere nicht ganz so kategorisch formulierten, die Ausführungen des Pharmareferenten – „Tierversuche sind notwendig, um sichere Arzneimittel herstellen zu können“ – raubten vielen engagierten Tierschützern die Fassung: „Reicht die Arzneimittelschwemme nicht schon aus?“ Und eine Gesprächsteilnehmerin sagte empört: „Sie werden sich einmal dafür verantworten müssen.“ Da war denn auch Dr. Schuppan entrüstet: „So kommen wir wohl nicht weiter.“ Und Gesprächsleiter Franz Josef Klehr, Akademiereferent der Diözese meinte: „Die Kirche hat sich als Parteigänger der Tiere leider auch nicht genügend zu Wort gemeldet.“

Klehr hatte es nicht einfach, die Wogen etwas zu glätten: „Auch wenn's schwerfällt – bleiben Sie bitte sachlich.“ Auch ein besonderes Anliegen von Professor Gotthard Teutsch aus Bayreuth, dessen ethische Argumente gegen den Tierversuch besonderen Anklang fanden. „Wir müssen im Gespräch mit denjenigen bleiben, die anderer Meinung sind, um wenigstens

schrittweise zu einer menschlicheren Welt zu kommen, in dem das Tier nicht als Ausbeutungsobjekt, sondern als Mitgeschöpf betrachtet wird.“ Der Mensch werde als Maß aller Dinge gesehen, dem Tier werde bestenfalls Barmherzigkeit zuteil. Der engagierte Tierschützer forderte auch für die Mitgeschöpfe Gerechtigkeit, die bislang nur als zwischenmenschliche Tugend betrachtet werde: „Einmal aufgerüttelt, kommt man von den entsetzlichen Bildern der Not und der Qual bei den Tieren nicht mehr los.“ Er hat jedoch den Blick auf die Wirklichkeit nicht verloren: „Die Standpunkte sind unversöhnlich. Wir werden Kompromisse schließen müssen.“ Bereit zu „tragbaren Kompromissen“ ist auch Professor Dr. Heiko Hörnicke vom Institut für Zoophysiologie der Universität Hohenheim, der bei der Diskussion die Frage aufwarf, ob denn nur die Tierexperimente ethisch zu verurteilen seien, oder ob auch die Nutztierhaltung, das Töten von Tieren zur Fleischgewinnung, davon betroffen sei. Teutsch: „Wenn wir das eine tolerieren, müssen wir auch das andere tolerieren, jeder einzelne muß sich über die Konsequenzen seiner Überzeugung im klaren sein.“

Hörnicke („Qual und Angst ist bei den Tieren in Hohenheim nicht vorhanden. Schließlich wollen wir ja auch Messungen unter natürlichen Bedingungen“) betonte, daß in der Biologie erst durch Experimente am Tier solide Wissensgrundlagen erreicht werden könnten, daß sie für die Forschung und die Lehre weiterhin erforderlich seien: „Studenten werden manipulierbar, wenn sie keine Möglichkeit haben, die Wirklichkeit kennenzulernen.“

„Nein, das ist nicht notwendig“, antwortete eine Zuhörerin energisch. „Man muß als Student so viel als gegeben hinnehmen, daß es auf die paar Versuche wirklich nicht mehr ankommt.“ Was sie gemacht hat? Wie ihre Kommilitonen hat sie als junge Medizinstudentin im Pflichtfach Biologie zum Beispiel einen lebenden Frosch mit „Scherenschlag“ geköpft und dessen noch schlagendes Herz zur Beobachtung in eine sogenannte „Ringerlösung“ gelegt. Ob die Studenten durch solche grausame Praxis bessere Ärzte werden, ist sicher sehr fraglich. (Margret Rilling-Walter)



Design: Dieter Groß

Hohenheimer Medientage

Alltagskultur in Fernsehserien

26. – 27. November
Stuttgart-Hohenheim
57 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz, Stuttgart
Dr. Hella Tompert, Bonn

Referenten:

Professor Dr. Hermann Bausinger, Tübingen
Professor Dr. Gerhard Maletzke, Stuttgart
Professor Dr. Dietmar Mieth, Tübingen
Barbara Piazza, Biberach
Dr. Jan Uwe Rogge, Bargteheide

*Auszüge aus dem Bericht der FUNK-Korrespondenz vom
5. Dezember 1986*

Plädoyer für das Ernstnehmen des Serien-Alltags
Hohenheimer Medientage zu „Alltagskultur in Fernsehserien“

Veränderungen, Trends und Tendenzen im aktuellen Programm der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten finden meist recht schnell ihren Niederschlag im medienpädagogischen und -wissenschaftlichen Umfeld. Beim Serienboom, der schon seit geraumer Zeit zu verzeichnen ist, hat es allerdings etwas länger gedauert. Auf den Hohenheimer Medientagen, die am 26./27. November in Stuttgart stattfanden, nun wollte man sich mit der „Alltagskultur in Fernsehserien“ auseinandersetzen. Vor allem die Wechselbeziehungen zwischen Alltagsrealität und ihrer medialen Repräsentanz sowie Serien als Bestandteile der Alltagswirklichkeit der Zuschauer und als signifikante Gradmesser individueller und sozialer Befindlichkeiten sollten im Mittelpunkt der Vorträge und Diskussionen stehen.

Wie ein roter Faden zog sich das Bemühen um eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Phänomen Serie durch die Tagung, intellektuelle Überheblichkeit im Umgang mit dieser „Trivialität“ wurde vermieden, wobei aber deutlich wurde, daß es doch noch einige Abgrenzungsmechanismen gibt, die zeigen, auf welchem unsicherem Feld man nun ackert. Denn die Ernsthaftigkeit erfordert doch eine andere Herangehensweise an das Thema, die auch von unkonventionellen Denkrichtungen geprägt ist. Das Phänomen Serie erschien so, von verschiedenen Seiten wie der gesellschaftlichen, der ethischen, der Macher- und der Rezipientenseite beleuchtet, in gar ungewöhnlich klarem Licht. Experten im unkonventionellen Denken wie Prof. Hermann Bausinger (Tübingen) und Dr. Jan Uwe Rogge (Bargteheide) bestimmten denn neben Praktikern, wie der „Lindenstraßen“-Autorin Barbara Piazza, das Bild. Trotz aller Forderungen nach mehr Ethik in den Serien wurde in Hohenheim doch deutlich, daß zunächst einmal mehr Ethik im Umgang mit Serien gefragt ist. Das bedeutet unter anderem, daß Serien nur im Rahmen des konkreten Lebens- und Sinnzusammenhangs der vielfältigen Zuschauer zu begreifen sind, wie es Jan Uwe Rogge forderte. Und es bedeutet auch, daß der Unterhaltungsbegriff, wie von Hermann Bausinger gefordert, nicht als Ausgrenzungsbegriff verstanden wird, sondern als „differen-

zierte Notwendigkeit“. Gerade in der Diskussion um Serien und Fernsehunterhaltung müssen Pädagogen und Wissenschaftler ihre elitäre Haltung aufgeben und vom hohen Roß der Kultur in die Niederungen und den Sumpf der Unterhaltungspraxis der Menschen absteigen. Und wie es so Sumpflandschaften an sich haben, bewegt man sich zunächst auf sehr unsicherem Boden. Die Hohenheimer Tage haben jedoch mit der Trockenlegung begonnen, und damit einen wichtigen Beitrag zur Diskussion um Fernsehserien geliefert, indem der Versuch, sich ernsthaft mit dem Phänomen Serie auseinanderzusetzen, auch in die Tat umgesetzt wurde. Ein Anfang ist gemacht. (Lothar Mikos)

Südwestfunk Medienreport (SWF II, 07.12.1986):

„Alltagskultur im Fernsehen – Fluch und Segen der Unterhaltungsserien“ – ein Beitrag von Harald Weiß

„Man muß die Wahrheit dort suchen, wo sie sich meistens aufhält.“ Dieser Satz, ein Zitat aus Musils „Mann ohne Eigenschaften“ fiel auf den Hohenheimer Medientagen der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Das Thema der Tagung: „Alltagskultur in Fernsehserien“. Ein sehr aktuelles Thema, seit die Diskussion über das ständig wachsende Angebot an Unterhaltungsserien wieder leidenschaftlich geworden ist. Nach 'Dallas' und 'Schwarzwaldklinik' sind inzwischen 'Lindenstraße' und 'Sklavin Isaura' die neuen Reizworte.

Einige wenige vertreten in dieser Diskussion ein selbstverständliches Recht auf Spannung und Unterhaltung, ja sogar auf Trivialität. Die aristokratische Geschmackskultur der Kritiker hingegen will das nicht gelten lassen, sieht durch die Fernsehunterhaltung zunehmend unsere Kultur in Gefahr, unter dem Motto: „Wor amüsieren uns zu Tode.“

Der Stuttgarter Kommunikationswissenschaftler Prof. Dr. Gerhard Maletzke, will bei allem Respekt vor der Hochkultur diese strikte Trennung von Kultur und Unterhaltung nicht akzeptieren – gerade auch, weil Unterhaltung einem menschlichen Grundbedürfnis entspricht.

O-Ton Prof. Maletzke: *Der Bildungsbürger nutzt und braucht von Zeit zu Zeit selbst das, was er eigentlich als Unterhaltung verachtet. Er schleicht sich durchs Hintertürchen rein, fast wie im Bordell: in der Dunkelheit, mit schlechtem Gewissen; aber er tut's, und das angeblich nur studienhalber. Aber der Bildungsbürger ist auch einer, der Unterhaltung nutzt, der es aber nicht gerne zugibt in der Regel.*

Begriffe wie 'Volkskultur' oder eben 'Alltagskultur' zeigen indes, daß sich das Verhältnis zur Unterhaltung inzwischen etwas entkrampft hat. Der Bereich desssen wurde erweitert, was man für wert hält, ernst genommen zu werden. Schließlich braucht jeder Mensch Räume, in denen er sich fraglos und routiniert bewegen kann. Dieser Bereich des Gewohnten und Trivialen ist der Alltag. Und sofern der Alltag etwas Serielles hat, spiegeln Unterhaltungsserien die Sehnsüchte und Enttäuschungen des Alltäglichen.

O-Ton Prof. Mieth: *Das Triviale ist nicht das Schlechte in meinen Augen. Es gibt eigentlich keinen Grund dafür, sich für Trivialität etwa im Bereich der Herstellung von Fernsehserien zu entschuldigen. Es scheint mir im Gegenteil recht sinnvoll zu sein, wenn ein trivialer Held sich durch etwa die Wärme des Fühlens, die ihm eigen ist, auszeichnet oder eine Frau, die eine solche triviale Heldin darstellt. Damit werde ich ja auch – und das scheint mir nicht unsinnig zu sein – auf positive Grundmuster, die sich im Trivialen abspielen, aufmerksam gemacht. Und vielleicht wird mir auch deutlich: das, was alltäglich oft übergangen, nicht anerkannt und honoriert wird, z. B. der alltägliche Einsatz einer Mutter für ihr krankes Kind, ist im Grunde trivial. Das wird mir vielleicht bewußt auf diese Weise und wird auch besser erkennbar.*

Wichtig ist indes, daß Unterhaltung nicht einfach konsumiert wird. Das wäre in der Tat problematisch und gefährlich. Auch Unterhaltung sollte zum Nachdenken und zum Gespräch anregen, und sie tut das auch. Schon die einfache Frage: Hätte ich das auch so gemacht? kann dazu führen, daß z. B. eine Szene aus der 'Lindenstraße' für Beschädigungen des Alltags feinfühlicher macht. Es kommt dabei entscheidend darauf an, ob und wie das Gesehene bewußt gemacht wird.

O-Ton Prof. Mieth: *Es kann durchaus sein, daß in einer Serie wie der 'Lindenstraße', in der ja auch gelegentlich Vorurteile von Bürgern provozierend behandelt werden, der*

konsumierende Bürger diese Kritik gar nicht wahrnimmt, sondern seine Vorurteile eigentlich bestätigt sieht. Wenn es beispielsweise um Vorurteile gegen Gastarbeiter geht, die dort kritisiert werden, kann es durchaus sein, daß er auf der Handlungsebene nur das sieht, was das Vorurteil bestätigt und gar nicht das Gespräch, das dieses Vorurteil angreift. Wenn man unterschwellige Wirkungen differenzieren will, braucht man dazu die Reflexion und das Gespräch. Und wenn man Nutzen von dem haben will, was man konsumiert, muß man den Alltag auf die Ebene der Erfahrung heben.

Die Unterhaltungsserie ist also eine Chance, die genutzt, die aber auch vertan werden kann. Der Kulturwissenschaftler Dr. Jan Uwe Rogge unterscheidet ebenfalls zwischen zwei Arten des Fernsehkonsums:

O-Ton Dr. Rogge: Auf der einen Seite ist es so ein eher spielerischer Umgang, eine kurzfristige Loslösung aus Bindung und Verantwortung – einfach sich einmal vergessen sozusagen. Es ist eine Form von Regression, die durchaus realitätstüchtig macht, weil man nach der Regression sehr wohl sich wieder der Realität zuwendet. Das ist sicherlich bei einem Großteil der Zuschauer zu beobachten. Es gibt aber auch andere Formen von Regressionen, die so etwas wie Realitätsflucht mit sich bringen. Man zieht sich die Serien rein, um von der Realität letztendlich auch abgelenkt zu werden; man zieht sich die Serien rein, weil man nur dort mit ganz bestimmten Problemen unbewußt fertig werden kann, indem man sie sich sozusagen stellvertretend ausleben läßt.

Wer 'Lindenstraße' und 'Schwarzwaldklinik' unreflektiert für die Wirklichkeit nimmt oder 'Dallas' zum Lernmodell macht, wird Schwierigkeiten mit seiner sozialen Umwelt bekommen. Die Unterhaltungsserien sind ja tatsächlich gerade deshalb so beliebt, weil sie immer wieder eine einfache Lösung für alle möglichen Probleme zur Hand haben. Genau an diesem Punkt haben derartige Serien ihre Gefährlichkeit. Das Ausleben von Wünschen und Träumen beim Betrachten der Sozial-Exotik etwa der 'Schwarzwaldklinik' ist für sich allein genommen noch nichts verwerfliches. Diese Tagträumereien mit Rückfahrkarte bieten etwas, was im wirklichen Alltag zunehmend fehlt, für die Menschen aber lebensnotwendig ist. Die Fernsehfamilien ermöglichen ein Wegtauchen in eine Welt, in der alles noch berechenbar, verlässlich und vertraut erscheint. Typisch ist

für diese Familienserien deshalb auch, daß die Einsamkeit, die Sprachlosigkeit und Kälte des Alltags vieler Menschen ausgeklammert wird. Auch andere zentrale Bereiche des Lebens kommen in diesen Serien, die vorgeblich den Alltag spiegeln wollen, nicht vor.

O-Ton Prof. Mieth: In den meisten Serien wird beruflicher Alltag ausgeklammert. Es wird höchstens die Stimmung gezeigt, die aus dem beruflichen Alltag hervorkommt. Das hat sicherlich Gesetzmäßigkeiten im Hinblick auf die Auswahl der Personen und der Situationen, aber es ist außerordentlich problematisch, weil es die Menschen nicht zeigt, wie sie sind, sondern nur, wie sie sich in einem ganz bestimmten Bereich geben. Zur Ausklammerung gehört auch sehr oft die Ausklammerung politischer Ansichten, des politischen Gesprächs, obwohl das im Alltag doch oft eine ziemlich große Rolle spielt.

In der Tat, wenn es politisch wird, fühlt sich die große Mehrheit der Zuschauer eher schlecht unterhalten. Angesichts der Dreistigkeit im Handeln der Regierenden sind besonders Redlichkeit und Überschaubarkeit im Kleinen wieder gefragt. Mit Blick auf solche Bedürfnisse meinte das Hamburger Wochenblatt 'DIE ZEIT', Fernsehunterhaltung sei ein Arrangement mit der Fragwürdigkeit, sei Zeichen einer kritiklosen Geisteshaltung. Das mag zutreffen, wenn man Unterhaltung und Kultur als Alternativen begreift, die sich geradezu ausschließen, wenn man die Kultur, die feinen Töne und Sensibilitäten einer flachen Unterhaltung opfert. Doch Unterhaltung muß nicht flach sein, und Kultur kann nicht jede Minute des Alltags durchziehen. Notwendig ist, nach den Worten von Prof. Maletzke, das rechte Maß. Dann darf auch die Alltagskultur, darf die Unterhaltung ernst genommen werden.

O-Ton Prof. Maletzke: Die Familienserien spiegeln einen Teil der Alltagswirklichkeit wieder, aber nur einen Teil nach ganz bestimmten dramaturgischen und psychologischen Regeln im Hinblick auf die Bedürfnisse der Menschen. Und dadurch werden die Menschen zeitweilig in ihren Bedürfnissen befriedigt. Aber im Grunde genommen ist das ja nur eine Scheinbefriedigung für eine Weile. Das ist sehr berechtigt, das ist sehr wichtig für den seelischen Haushalt. Nur gelöst werden Probleme dadurch nicht. Deswegen schaut man sich ja die nächste Sendung wieder an.

Wiedergelesen:



Annette von Droste-Hülshoff

15. Mai
Stuttgart-Hohenheim
77 Teilnehmer

21. Mai
Weingarten
18 Teilnehmer

Tagungsleitung und Referentin:
Elisabet Plünnecke

Der Name der Annette von Droste-Hülshoff ist mindestens der älteren Generation wohlbekannt. Nach ihrem Werk befragt, wird „Die Judenbuche“ und das „Geistliche Jahr“, „Der Knabe im Moor“ genannt. Man stellt sich ein frommes, wohlzogenes Biedermeier-Edelfräulein vor, das merkwürdigerweise eine so schaurige Kriminalgeschichte geschrieben hat.

Die Tagung sollte die ganze Annette entdecken lassen: die eigenwillige, selbstbewußte, kritische Frau; die tief gebildete, geniale Sprachschöpferin, Dichterin in allen Rhythmen; die Beobachterin feinsten Nuancen in Natur und Menschenseelen; die witzige, ironische Betrachterin ihrer Zeitgenossen.



Hilde Domin

10. September
Stuttgart-Hohenheim
51 Teilnehmer

18. September
Weingarten
13 Teilnehmer

Tagungsleitung und Referentin:
Elisabet Plünnecke

Für viele auch mit Literatur Vertraute ist Hilde Domin die stille, zarte, sehr präzise Lyrikerin. Sie kennen die schönen, knappen Gedichtbände bei S. Fischer: „Nur eine Rose als Stütze“, „Rückkehr der Schiffe“, „Hier“, „Ich will Dich“. In den Gedichten tut sich dem Leser etwas von den prägenden Exil- und Rückkehr-Erfahrungen der Dichterin auf. Ihre juristischen, politologischen, soziologischen, philosophischen Kenntnisse, ihr photographisches Können bleiben Vielen verborgen.

Die Tage in Hohenheim und Weingarten sollten die Vielseitigkeit der Hilde Domin erfahren lassen: Die an Dichtung vor allem Spaniens und ihrer Zeitgenossen interessierte Übersetzerin, Herausgeberin von Anthologien, über Lyrik Reflektierende, Lyrik kämpferisch Verteidigende. Die in so vielen Reden und Essays mutig gegen die Ströme der Trends, Moden, Ideologien Schwimmende, „Humanität bei Lebzeiten“ Fordernde, durch Weiterfahrung Wachsame.

Von eindringlicher Anschaulichkeit ihre autobiographischen Erzählungen ohne Eitelkeit, die unpathetische Verehrung des Vaters, die reizvolle Schilderung ihrer Stationen – Köln, Rom, England, Santo Domingo, Heidelberg – der Schicksalsweg und die Bewegungen der Zeit im Spiegel ihrer Wohnungen. Eine Frau mit kritischem Verstand. Eine Kämpferin für die Reinheit und Richtigkeit der Sprache. Eine Dichterin, deren Erlebnis Aufbrechen, Weggehen, Fliehen, Exil, Verwundung und Verwunderung der Rückkehr in ungekünstelten Worten und unverhofften Bildern gezeichnet wird, sensibel, geprüft, konkret von der Märchenahnung bis zur unerbittlichen kritischen Härte.

Ausstellungen



Asta von Schimmelmann

Jahreszeiten, Tageszeiten

Pastelle, Aquarelle, Mischtechniken, Zeichnungen

22. Februar bis 7. Mai
Stuttgart-Hohenheim

Die moderne Kunst hat viele Gesichter. In der Malerei spannt sich der Bogen von den „Neuen Wilden“ bis zu jenen, die mit Thomas Mann sagen:

„Kunst ist dazu da, dem Häßlichen und Rohen in der Welt das Heitere, Gütige und Schöne entgegenzusetzen.“

Erlebte Naturschönheiten inspirieren die Malerin Asta von Schimmelmann zu ihren Bildern.

Manche entstehen nach unmittelbaren Eindrücken vor Ort, in anderen tauchen Erinnerungen an früher Geschautes auf, und nicht wenige werden geboren aus traumhaften Vorstellungen von Landschaften, Licht- und Wolkenschehen.

Asta von Schimmelmann, geboren in Bremen, aufgewachsen in Oberbayern, lebt seit 1953 in Stuttgart.

Ausbildung als Textilentwerferin, Landschafts- und Blumenmalerin sowie als Porträtistin. Besonders beeinflusst von Professor Sigmund von Weech, München, und von Professor Otto Laible, Karlsruhe.

Einzel- und Gruppenausstellungen.

Studienreisen u. a. nach Dänemark, Finnland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Italien, Norwegen, Österreich, Schweden, in die Schweiz, nach Spanien und in die USA.

-
r
a
:-
e
l-
:-
:-
r,
er
n.
n,
in
te
on
rg
rd
en
rd
mt
is,
us
r-
ti-



Toni Maniatis

Landschaften, Ölbilder

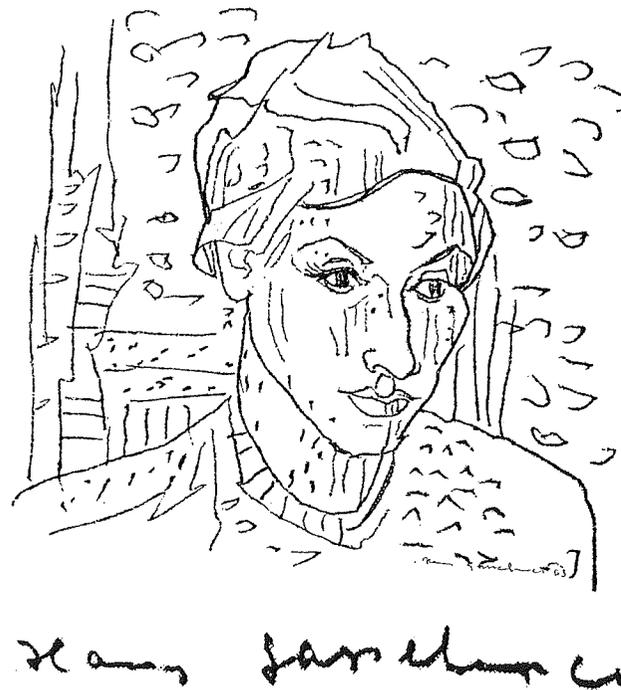
16. Mai bis 7. Juli
Stuttgart-Hohenheim

Stuttgarter Nachrichten vom 26. Juni 1986

Völlig eingebunden

Von meditativer Versenkung in die Landschaft zeugen die pastosen Ölbilder des in Stuttgart lebenden griechischen Malers Tonis Maniatis. Seine Landschaftsmalerei ist getragen von konzentrierten Farben, die mit gestischem Pinselschwung eindeutig in einem Nebeneinander gesetzt sind. Eine Änderung der Farbe und eine Disziplinierung in der Pinselrichtung deutet auf Objekte in der Landschaft: Häuser, Baumgruppen, Menschen – alles als Teil der malerischen Komposition. Figurative Durcharbeitung verliert an Wichtigkeit zugunsten des Kluges, der auf die Bilder gebannt ist. Die gewählten Farben haben eine angenehme Heiterkeit und Vitalität; Assoziationen an lichtdurchflutete südliche Landschaften, in denen Zypressen die spärlichen dunklen Kontrapunkte setzen, werden geweckt. Der Himmel überwölbt nicht alles in atmosphärischem Blau, sondern wird einbezogen in das Spiel der Farben. Durch dieses Eingebundensein in malerische Verschmelzung eröffnet sich eine mystische Dimension der Landschaft, der Natur, die verlorengegangen ist und vielleicht nur über Bilder wieder erfahrbar wird. (Gd)

Toni Maniatis



Hans Gassebner

Aquarelle – Monotypien – Zeichnungen
1946 – 1966

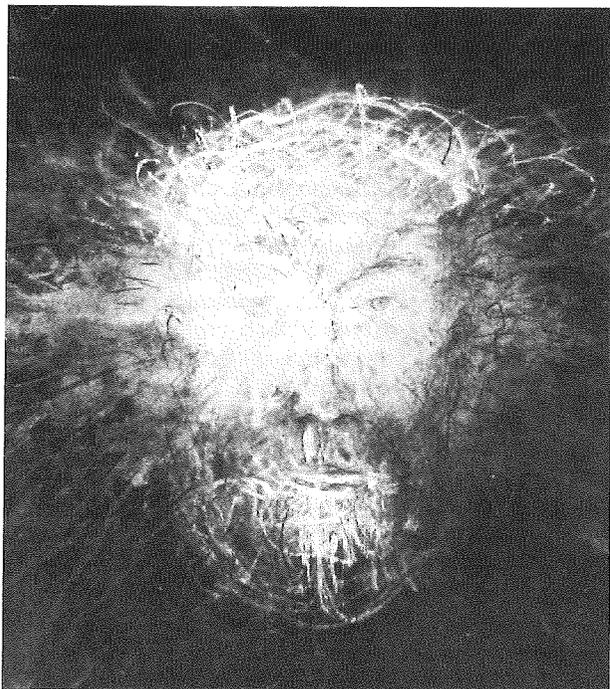
12. September bis 10. November
Stuttgart-Hohenheim

Aus der Einführung von Dr. Michael Kessler:

Hans Gassebner (1902 – 1966) gehört zu den bedeutendsten und zugleich eigenwilligsten Künstlerpersönlichkeiten, die der schwäbische Raum in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hervorgebracht hat. Er gehörte keiner Schule an, war ein Einzelgänger, wenn man so will. Heinrich Geissler von der Staatsgalerie Stuttgart hat darauf hingewiesen, 1983, in der Föhre in Saulgau: Gassebner, so sagte er dort, gehört zu den bemerkenswerten Einzelgängern der südwestdeutschen Malerei. Er ist keiner Künstlergruppe, keiner bestimmten Stilrichtung zuzuordnen und verkörpert dabei doch in seiner schwerblütig besinnlichen Art, der in der Frühzeit stets etwas von stofflicher Schwere anhaftet, und seinem Streben nach formaler Klarheit, etwas vom Besten schwäbischer Kunsttradition.

In der Tat, abseits des öffentlichen und offiziellen Kulturbetriebs und seiner gelegentlich fatalen Selektionskriterien und -mechanismen, hat dieser einsame und einsilbige Maler – Emigrant der ersten Stunde – nach der Rückkehr aus dem Exil im Jahre 1946, in den ihm noch bleibenden zwanzig Jahren ein Werk geschaffen von entrückt-kristalliner Klarheit, mit unverwechselbarer künstlerischer Handschrift und einem außergewöhnlichen Form- und Gestaltungswillen.

Nachdem im vergangenen Jahr vor allem das Werk der Exilsjahre 1933 – 1945 gezeigt werden konnte, dokumentiert die Hohenheimer Ausstellung nunmehr das zwischen 1946 und 1966 entstandene Spätwerk, großteils mit bislang noch nicht gezeigten Arbeiten aus dem umfangreichen Nachlaß, der von der Witwe des Künstlers, Frau Lu Gassebner, in vorbildlicher Weise gehütet und gepflegt wird.



Herbert Falken

Herbert Falken

Im Spannungsfeld von Kunst und Kirche

4. Dezember 1986 bis 29. Januar 1987
Stuttgart-Hohenheim

Im Dezember 1986 wurde in der Akademie eine Ausstellung mit 42 Bildern von Herbert Falken eröffnet. Die Bilder wurden von vielen Gästen der Akademie mit Befremden angeschaut. Herbert Falken führt die Betrachter seiner Bilder direkt ins Spannungsfeld von Kunst und Kirche. Als Priester und Maler sagt er dazu:

Päpstliche und bischöfliche Verlautbarungen, Ausstellungen von unterschiedlichem Rang und zunehmende Publikationen auf diesem Gebiet haben es bisher nicht vermocht, die Fremdheit zwischen Kirche und Kunst zu überwinden. Das liegt m. E. einerseits am mangelnden Interesse für Kunst in kirchlichen Kreisen – oder sagen wir besser: Die Faszination fehlt. (Sachkompetenz dürfte nicht einmal so erforderlich sein.) – Andererseits sind zwar die Künstler selbst durchaus ansprechbar, aber die Kunst als Kunstsektor mit Marktmanagern, Ausstellungsmachern, Kunstinterpreten und ihren verbündeten Medien bedenkt Kirche in der Regel lediglich mit einem müden Lächeln, übersieht die zögernd ausgestreckte Hand und schweigt mit System tot: Es kann halt nicht sein, was nicht sein darf. – Aber lassen wir das! (Obwohl diese Frage mich zur Zeit außerordentlich quält, mich wieder einmal nach dem Adressaten für mein Tun fragen läßt und viel Kraft wider die Versuchung zur Resignation verbraucht.)

Trotz dieser kritischen Vorbemerkungen mit einem Beigeschmack von doppelter Enttäuschung gebe ich die Hoffnung nicht auf und stütze mich auf einzelne gute Erfahrungen in beiden Bereichen sowohl in der Kirche, als auch in der Kunst. Für eine solche positive Erfahrung steht z. B. mein Bischof Hemmerle in geradezu beglückender Weise. Ihm sei für seine Lebenshilfe gedankt. Bestärkt haben mich ebenso Museumsleute, Leiter von Kunstvereinen, auch Galeristen, die einzig und allein nach dem Maßstab künstle-

„Stabwechsel“

Katholisches Sonntagsblatt vom 23. März 1986

Menschen im Gespräch zusammenführen

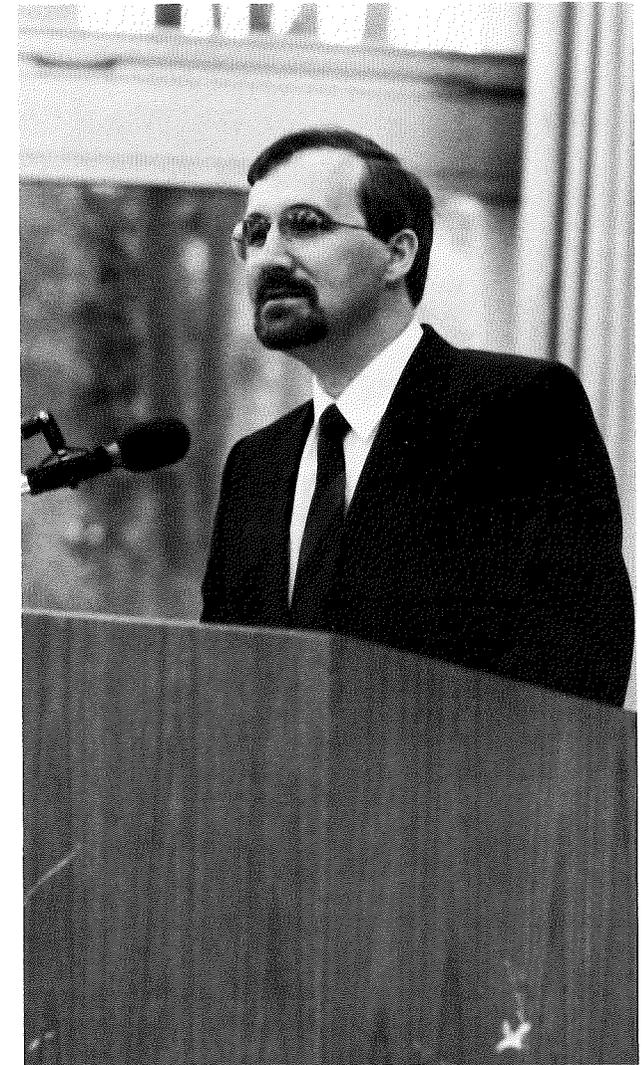
Auf Heinz Tiefenbacher folgt Gebhard Fürst als Akademiedirektor

„Stabwechsel“ in der katholischen Akademie in Stuttgart-Hohenheim: Während einer Feierstunde hat Bischof Dr. Georg Moser den neuen Direktor der Akademie, Gebhard Fürst, zuletzt Repetent am Tübinger Wilhelmsstift, in sein Amt eingeführt. Fürst, mit 37 Jahren ähnlich jung wie auch frühere Akademiedirektoren bei ihrem Amtsantritt, ist Nachfolger von Heinz Tiefenbacher, der ins Domkapitel berufen wurde und dort für die Bereiche Politik und Gesellschaft, Kunst, Bauwesen, Liturgie und Kirchenmusik sowie wiederum (diesmal aber auf höherer Ebene) für die Akademie zuständig ist. Der neue Direktor, der zur Zeit noch an seiner Dissertation arbeitet und seine Tätigkeit in Hohenheim am 1. Juni aufnimmt, ist der siebente Leiter der Akademie seit deren Bestehen.

In seinem Festvortrag zum Leitungswechsel machte Wolfgang Böhme, Direktor der Evangelischen Akademie Baden, deutlich, daß Akademiedirektoren die Gabe besitzen müßten, Menschen im Gespräch zusammenzuführen. Beseelt vom „gläubigen Optimismus, daß jeder Mensch etwas zu sagen habe“, müßten sie ein Klima schaffen, in dem sich jeder frei äußern könne, einen „herrschaftsfreien Raum“, in dem Schüchterne ermuntert würden und Sprachlose Artikulationshilfen erhielten. Damit sich freilich der Geist des Gesprächs entfalten und Versöhnung gestiftet werden könne, müsse, so mahnte Böhme, Jesus Christus, „Gottes Wort an uns“, in das Gespräch eintreten. Wenn dies geschehe, bleibe Gemeinschaft auch dort gewahrt, wo keine Übereinstimmung in den Meinungen erreicht werde.

Lobende Worte hatte Bischof Georg für den bisherigen Akademiedirektor Tiefenbacher bereit. Er erinnerte daran, daß in dessen achtjähriger Amtszeit unter anderem der Ausbau der Akademie-Außenstelle in Weingarten und der Umbau der Räumlichkeiten in Hohenheim erfolgt seien, zudem die Einrichtung des „Treffpunkt Kloster Neresheim“ als Ableger der Akademie in Nordwürttemberg. Tiefenbacher habe der Akademie „Ehre bereitet“, ihr Wirken und ihren Ruf mit Sorgfalt, Umsicht und Verantwortungsbewußtsein gepflegt und gefördert. Warmherzig dankte er Elisabeth Plünnecke, der stellvertretenden Akademiedirektorin, die während der Übergangszeit vom alten zum neuen Direktor die Leitung des Hauses innehat.

Der neue Akademiedirektor Fürst durfte eine Reihe ermutigender Worte hören; das Kuratorium der Akademie sicherte ihm durch dessen Vorsitzenden Otto Träger von der Oberpostdirektion Stuttgart die volle Unterstützung zu. Fürst wurde 1948 in Bietigheim-Bissingen geboren und empfing 1977 die Priesterweihe. Zwei Jahre lang war er als Vikar in der Stuttgarter Pfarrei St. Josef tätig, bevor er 1979 zum Repetenten ernannt wurde.



Aus dem Fest-Vortrag von Dr. Wolfgang Böhme, Direktor der Evangelischen Akademie Baden:

Wenn Christus in das Gespräch eintritt

Was geschieht, oder kann doch geschehen, wenn Christus selber in das Gespräch eintritt, wenn – ohne Bild gesprochen – sein Geist in ihm lebendig wird?

Wenn Christus in das Gespräch eintritt, bedeutet dies zunächst einmal, daß sich die Motivation des Leiters und der Teilnehmer verstärkt, einander geduldig *zuzuhören und ernst zu nehmen*. Wenn ich mit einem Menschen spreche, spreche ich mit jemand, mit dem – wie Luther es einmal ausgedrückt hat – Gott „bis in Ewigkeit und in unsterblicher Weise reden will“, und mit dem wir deswegen, auch wo es schwierig wird, das Gespräch nicht voreilig abbrechen dürfen. Versöhnung bleibt nur möglich, wo Gespräche weitergeführt werden. Wir wissen, daß dies für die Ehe nicht weniger gilt, als für den Staat oder für das Verhältnis der Völker untereinander.

Wo Christus in das Gespräch eintritt, steht es – zum zweiten – im Zeichen der *Wahrheit*, die er selbst ist und die mit ihm in die Welt der Täuschung und des Scheins gekommen ist. Er will durch seinen Geist helfen, daß „das gemeinsame Ringen um die Wahrheit“, von dem am Anfang gesprochen wurde, zum Ziele führt, daß Gottes Wille erkannt, seine Gebote befolgt und die in ihm geschehene Versöhnung im Glauben angenommen wird.

Wo Christus in das Gespräch eintritt, steht es – drittens – unter dem Zeichen der *Liebe* und der Opferbereitschaft. Ohne die Bereitschaft nachzugeben, Kompromisse zu schließen, von sich selbst abzusehen und das Wohl des Ganzen im Auge zu haben, ist menschliches Zusammenleben nicht möglich. Nicht alles, was wir mit Zähnen und Klauen verteidigen, ist unaufgebbar und ist es wert, so verteidigt zu werden. Das gilt vielleicht sogar für manches, was zwischen den Kirchen steht.

Wo Christus in das Gespräch eintritt, bleibt – viertens – die *Gemeinschaft* miteinander selbst dort noch gewahrt, wo die Gespräche nicht zur Einigung führen und die Gegensätze unüberbrückbar bleiben. Da wird es dann zwar Gegnerschaften, aber keine Feindschaften geben dürfen. Da bleiben wir „unter dem Evangelium“ zusammen, auch wenn wir verschiedene Wege gehen. Der gemeinsame Gottesdienstbesuch, das gemeinsame Gebet können dies verdeutlichen.

Wo Christus in das Gespräch eintritt, entsteht endlich „Hoffnung gegen alle Hoffnung“, breitet sich das Vertrauen aus, daß wir mit der Lösung unserer Probleme nicht alleingelassen werden. Wie oft enden unsere Gespräche nicht in Ratlosigkeit darüber, was jetzt geschehen soll. Aber Ratlosigkeit ist noch nicht Weglosigkeit. Gott führt sein Volk auch durch unwegsames Gelände zum Ziel. „Wir wissen nicht“, schreibt der Apostel Paulus im zweiten Korintherbrief, „wo aus noch ein, aber den Weg verlieren wir doch nicht“ (4,8).

Da kommt nun am Ende unserer Überlegungen das Ziel in Sicht, Gottes Ewigkeit, die hier schon beginnt und im Glauben ergriffen werden kann, und die doch erst künftig ihre ganze Wirklichkeit entfaltet. Dann sind die Gegensätze versöhnt, die wir nicht versöhnen können, die Trennungen aufgehoben, dann ist die Kommunikation vollkommen, sind dem Gespräch zwischen Gott und dem Menschen und der Menschen untereinander jene Grenzen genommen, die uns bei unseren Gesprächen und Gesprächsleitungen oft das Herz beschweren. Denn in gewisser Weise, so hat es Hans-Georg Gadamer einmal ausgedrückt, sind menschliche Gespräche immer unvollkommen und unvollendbar, weil wir Menschen in den Schranken unserer Individualität eingeschlossen bleiben und zwischen uns die Mauer des Mißverstehens nur so selten aufgebrochen werden kann.





Pater Felix zu Löwenstein S. J.

1907 – 1986

Am 21. Oktober 1986 starb in München Pater Felix Löwenstein S. J. Von 1970 bis 1984 war er in der Akademie verantwortlich für die Tagungen mit Industriebetrieben, für wirtschaftliche und soziale Fragen.

Nicht nur seine äußere Gestalt signalisierte Größe und – ja – „Hoheit“. „Der Pater“ verkörperte einen Paternalismus im besten Sinn des Wortes: eine brüderliche Väterlichkeit. Brüderlichkeit und solidarische Kollegialität ohne künstliche Fraternalisierung verband sich bei ihm mit authentischer Autorität, die der formalen Absicherung nicht bedurfte.

Kollegen und Tagungsteilnehmer erlebten seine *Humanität*: seine Lebenserfahrung, sein Interesse an den Menschen und ihren Fragen, seinen gelassenen Humor.

Sie spürten seine *Frömmigkeit*: nichts Aufgesetztes, Demonstratives, keine gefühlige Betulichkeit, sondern eine nüchterne, welthafte und glaubwürdige Frömmigkeit.

Sie profitierten von der Geradlinigkeit und *Klarheit seines Denkens und seiner Sprache*: Wenn die Komplexität der Sache in allgemeine Verwirrung umzuschlagen drohte, markierte er oft genug mit bezwingender Konsequenz These und Gegenthese, so daß die befreiende Synthese sichtbar wurde.

Die Dankesworte des Bischofs anlässlich seines Ausscheidens aus der Akademie sollen hier noch einmal stellvertretend für unseren Dank und unsere Erinnerung stehen:

Verehrter, lieber Pater Löwenstein, Sie haben in unserer Akademie eines der schwersten Felder mit großem Erfolg beackert und haben als verlässlicher, loyaler, treuer Mitarbeiter des jeweiligen Akademiendirektors entscheidend mitgewirkt am Gehalt, dem geistigen und geistlichen Format der Akademiearbeit. Den anderen Referenten sind Sie stets ein hilfsbereiter, erfahrener und überaus fachkundiger Berater gewesen, manch einem nicht nur eine Stütze, sondern eine Säule, an der er sich halten und aufrichten konnte. Für allen Einsatz, für die geistige und körperliche Arbeit, für Ihr christliches Zeugnis, für Ihr menschliches überzeugendes Reden und Tun sage ich Ihnen stellvertretend für sehr viele Menschen herzlichen Dank.

